

SS Leitheft

10. Jahrgang - Heft 1/1944

Herausgeber: Der Reichsführer SS, SS-Hauptamt Berlin-Grünwald, Douglasstr. 7-11. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: SS-Druckschriftenversand, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 122. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstr. 46. Girokasse 9. Girokonto: 1157.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechts, bei dessen Geschichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sei; oder ob ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenkt, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht.

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

Kraft des Glaubens in schwerer Zeit

Karl von Clausewitz, der mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen Verbannung und Gefangenschaft in Frankreich teilte, stand am Fenster seines Zimmers. Vor einigen Tagen waren sie in Coppet, dem Landgut der Frau von Stail, angekommen, um hier das Ende ihrer Gefangenschaft abzuwarten. Während das Vaterland den Becher des Leidens bis zur Neige leeren muß, dürfen seine Augen die herrliche Landschaft des Genfer Sees schauen. Keine Handbreit Erde ist unangebaut, alles ist eingehegt mit grünen lebendigen Hecken; die häufigen Weinfelder, wo der Wein nach italienischer Weise in Festons aufgebunden ist, vermehren die Zierlichkeit des reichen Anbaues. Vor der wunderbaren zarten Beleuchtung der weißen Alpenhäupter und vor allem des Wasserspiegels in diesen schönen Spätsommertagen kann das Herz wohl auf Augenblicke vergessen, daß das ferne Vaterland unter einen schimpflichen Frieden gebeugt wurde. "Welch ein Kind bin ich!" denkt Clausewitz verzweifelt, da er diesen Frieden und seine Bedingungen wieder vor sich sieht. "Konnte ich etwas anderes erwarten, habe ich etwas anderes erwartet? Nein! Und doch bin ich, wie ein Verzweifelter, der alles in einem Momente und auf ewig verlor! So verschieden ist die Wirklichkeit von der bloßen Vorstellung, die äußere Erscheinung der Dinge von der inneren. Aber wer vergleicht mir auch den Augenblick, wo das Schicksal eines großen Staates in letzter Instanz entschieden ist und er nun mit einem Male, alles des Schmuckes beraubt, den ein Jahrhundert ihm anlegte, nackt dasteht, fast wie er geboren ward. Was so viel Aufwand von Talent und Anstrengung und Sorgfalt, was so viel Blut gekostet hat, alle die Größe, alles Glück unseres Hauses, alles ist hingeopfert, den Tribut unserer Schwachheit zu bezahlen. Wir sind so sehr in den Händen unseres Gegners, so ohne alle innere Kraft und äußere Hilfe, daß das Allerschlimmste zu erwarten ist."

Clausewitz preßt beide Fäuste auf die Brust und atmet schwer. Hätte er nur eine vertraute Seele, ein mitlebendes Herz hier, dem er sich mitteilen könnte! Und laut spricht er in die Stille hinein: "Solange der Krieg noch Hoffnungen ließ, wie schwach sie auch waren, habe ich die Verbannung aus meinem Vaterlande ertragen können. Jetzt sehne ich mich unaussprechlich zurück; denn es bleibt jetzt ja nichts als der Besitz eines treuen Herzens, und dessen möchte ich mich, wenigstens in seiner ganzen Fülle erfreuen. O Marie, mich verlangt, dich wiederzusehen; denn mich verlangt nach einem Augenblicke des Trostes!"

Clausewitz kann die Fülle des Lichtes, mit dem dieser sonnige Herbsttag einen zweiten Frühling vorzutauschen scheint, nicht mehr ertragen. Alles ringsum ist noch blühend, die Lerchen jubilieren und

selbst der Mensch gibt sich willig dieser süßen Täuschung hin. Der Einsame wendet sich ins Zimmer zurück, er zieht den Stuhl an den einfachen Schreibtisch, auf dem schon ein Briefblatt bereit liegt. An wen soll er schreiben, wenn nicht an Marie? Wer allein kann ihm nahe sein in solchen schweren Stunden, da er gegen innere und äußere Not ringt, wenn nicht Marie? Und er taucht den Federkiel ein und beginnt zu schreiben:

"Coppet, den 3. Oktober 1807. Der Himmel scheint durch Deine Engelshand mir Trost und einigen Ersatz zu geben für die bitteren Stunden, die ich verlebe. Doch es scheint kleinlich sein eigenes Schicksal zu nennen, was doch das Schicksal aller Vaterlandsgenossen ist. Freilich haben ihren Blick nicht alle so starr darauf hingewendet als ich, nicht alle sind so unfähig, ihn davon abzuwenden und noch etwas zu sein unabhängig von Vaterland und Nationalehre. Alles, was ich bin oder sein könnte, verdanke ich diesen beiden Erdengöttern, und ohne sie wird nichts als eine kern- und saftlose Hülse von mir übrigbleiben . . ."

Nein, Clausewitz kann jetzt nicht schreiben! Sein Inneres bedringt ihn zu sehr! Woher soll er die Ruhe nehmen, während rings seine Welt zusammenzubrechen scheint?! Aber er rann sich zur Klarheit durchringen, allein in der Zwiesprache mit Marie hat er noch diese Möglichkeit, und er taucht den Federkiel wieder ein und hastet über das Papier:

"Seit drei Wochen hat der Prinz fast nichts getan als um Reisepässe angehalten und bis jetzt noch keine Silbe Antwort erhalten. Das, was im nördlichen Deutschland geschieht, läßt vermuten, daß wir die Frucht des Friedens, den wir so teuer erkauf haben, schwerlich ganz genießen werden, und ich glaube fast, daß man uns hier nicht eher losgeben wird, bis alles aufs reine gebracht ist. Alles ist so verworren, das Interesse des einen Teils so ganz ohne Garantie, seine Existenz so ganz ohne Stütze, so ganz kraft- und willenslos, daß man die Begebenheiten des nächsten Tages nicht vorhersehen kann. Ein außerordentlicher Mann wäre uns nötig, denn diesen respektiert man mehr oder weniger auch bei den unzulänglichsten Mitteln; aber daran ist bei uns nicht zu denken; alles will in sein gewöhnliches Geleise zurück und, müde der außerordentlichen Anstrengung, um jeden Preis Ruhe haben. Oh, sie werden dieses Ziel, so gemein es ist, verfehlen und ein Schicksal erleben, was sie in ihrem phantasielosen Dasein nicht ahnen! Es, gibt einen Weg, uns zu retten, wenn das Außerste naht; aber in diesem Wege ist nichts Gemeines, alles ist treu und außerordentlich, und nur, in dieser Region können wir uns über unsere Feinde erheben und uns ein besseres, auf jeden Fall ein ehrenvolles Los erringen. Aber daß man einen solchen Weg suchen und mutig einschlagen werde, ist bei dem Geiste nicht zu hoffen, der in uns wohnt. Was ist geschehen, solche Hoffnungen zu rechtfertigen? Ist ein einziger Mensch von glänzenden Eigenschaften hervorgezogen worden, so daß man glauben könnte: der wird einst an der Spitze der Regierung stehen und unsere Stütze sein? Sind wir denn moralisch so an den Bettelstab geraten, daß kein außerordentliches Verdienst, kein außerordentliches Talent zu belohnen, zu erheben wäre? Großer Gott, ich begreife von diesem ganzen Geiste nichts! Alles, was geschieht, ist gerade so viel, als wenn jemand, dem schon Arm und Fuß am kalten Brande abgestorben sind, sich begnügen wollte, eine weiße Salbe aufzulegen. - Der Geist der Deutschen fängt an sich erbärmlicher zu zeigen; überall sieht man eine solche Charakterlosigkeit und Schwäche der Gesinnungen hervorbrechen, daß die Tränen uns in das Auge treten möchten. Kein Mensch in der Welt hat mehr das Bedürfnis der Nationalehre und -würde als ich. Daß die Menschen nicht edler bei uns denken, ist nicht die Schuld der Natur, sondern die Schuld der Menschen. Hätten die, welche an der Spitze der Völker stehen, sich besser gezeigt, die Völker würden von einem anderen Geiste beseelt sein. Der König von Preußen allein hat in seinem Unglücke Würde gezeigt, nur kann dieses kurze einzelne Beispiel von keinem großen Einflusse sein. Wenn aber Menschen die menschliche Natur bei uns entadelt haben, so müssen auch Menschen sie wieder erheben können; ich spreche nicht von dem Zustande des Friedens und seinen schwachen Mitteln; im Kriege eröffnet sich ein weites Feld energischer Mittel, und wenn ich die geheimsten Gedanken meiner Seele sagen soll, so bin ich für die allgewaltsamsten; mit Peitschenhieben würde ich das träge Tier aufregen und die Kette zersprengen lehren, die es sich feig und furchtsam hat anlegen lassen. Einen Geist Nvollte ich in Deutschland ausströmen, der wie ein Gegengift mit zerstörender Kraft die Seuche ausrottete, an der der ganze Geist der Nation zu vermodern droht."

Clausewitz wirft die Feder hin und springt auf. ja, er wird seine ganze Kraft darauf werfen, das Vaterland wieder aus der Tiefe herauszuführen, es wieder aus den Ketten der Schmach zu lösen. Eines Tages muß der Tag kommen, an dem Scharnhorst den Freund zu sich ruft und an dem für sie beide der Freiheitskampf beginnt! Eines Tages? Beginnt? Nein, in dieser Stunde schon hat er begonnen! In diesem Augenblick ist

Clausewitz sich seiner Aufgabe bewußt geworden. Er hat den Ruf gehört, der wie ein Echo aus der Ferne zu ihm kam und sein Innerstes zu vollem Klingen brachte. Clausewitz wird ganz ruhig, er atmet tief die reine Luft dieses Tages ein. Dann wendet er sich zum Schreibtisch und beschließt den Brief:

"Vergib, liebe Marie, daß ich Dich mit solchen Dingen unterhalte. Ist es doch kaum möglich, an etwas anderes zu denken! Ich weiß, Du hast einen großen Geist und tief eindringenden Verstand; die Freundin gilt bei mir nichts geringeres als die Geliebte, und es ist unendlich anziehend, sich einem Geiste mitzuteilen, den man achtet und den man vertraut. Eine solche Liebe und Anhänglichkeit habe ich nur für zwei Menschen in der Welt, für Dich und meinen Freund Scharnhorst. Schwerlich werde ich je einen Dritten finden, je in meinem ganzen Leben, der mit ihnen auf gleiche Rechte Anspruch machen könnte. Du irrst Dich, wenn Du glaubst, daß die Idee, den Dienst zu verlassen, mir so sehr entgegen sei. Solange kein Krieg ist, betrachte ich es als etwas Gleichgültiges, ob man Soldat ist oder nicht, und ich würde mich, wenn ich so viel Vermögen hätte, um jeder anderen Tätigkeit entbehren zu können, gern auf das Land zurückziehen, dein Studium der Geschichte und Kriegskunst lieben und den Augenblick ruhiger abwarten, wo es Zeit wäre, in den Dienst zurückzutreten. Aber daran ist nicht zu denken; denn ich habe kein anderes Besitztum, als was ich an der Seite trage, den Degen."

E. M.

**HANDLE ALS DEUTSCHER STETS SO,
DASS DICH DEIN VOLK
ZUM VORBILD ERWÄHLEN KANN.**

ADOLF HITLER.

DIE KOSAKEN

Germanische Spuren im Osten

Die Geschichte der Russen ist oft lückenhaft weil ihre Geschichtsschreiber an die Befehle und Weisungen entweder der zaristischen Herrscher oder der sowjetischen Machthaber gebunden waren. So behaupten russische Geschichtslehrer, die Ostgoten seien nach dem Tode des Ermannerich nach dem Westen abgezogen. von den drei nachfolgenden Schlachten der Goten und Kolcher gegen die Hunnen im Kolcherlande ist ihnen nichts bekannt. Tatsache ist, daß ein großer Teil der Goten noch weiter im Raume des nördlichen Kaukasus und im Kaukasus verblieben. Sie waren nie so geschwächt, daß sie keinen eigenen Staat mehr gründeten. Eine Aufzeichnung der Kolcher besagt, daß ein Gote später in dem Gebiete des Kolcherlandes Bischof der orthodoxen Kirche war. Auch Melanchthon berichtet, daß ihm Gewährsmänner erzählt haben, daß die Türken bei der Einnahme der Krim in der Nähe von Kiohus ein Gotien finden. Er berichtet weiter, daß die Bewohner dieses Landes eine germanische Sprache sprechen. Damit ist wohl bewiesen, daß die Goten nach dem Tode Ermannerichs nur zum geringen Teil nach dem Westen abgezogen sind.

Die Waräger und Wikinger haben das Kiewer Reich gegründet. Um 1000 zog ein Teil derselben nach Südosten und gründete am Schwarzen Meer wahrscheinlich das Fürstentum *Tumtarakan*. Diese Normannen sind hier ins Byzantinische Reich eingedrungen. Von dem Fürsten Mistislav von Tumtarakan erfahren wir, daß er um 1022 die Kosogen (Kosaken) unterwirft und daß sich die Kosogen mit den Bewohnern von Tumtarakan vermischten, Um diese Zeit besteht in diesem Raume östlich des Schwarzen Meeres auch das Reich der Kasaren, In dem weiten Raum, in welchem sich die Völker des mongolischen Ostens mit dem arischen Westen oft schlagen, in welchem sich die nordische und dinarische Rasse treffen, glaubt der Russe alle Spuren der germanischen Völker, wie Baskaren, Skiren, Rugier, Goten, Normannen, vermischt zu haben. Dies war nicht der Fall.

Im elften Jahrhundert tauchen im Raume von Saporoshe und am Don die Kosaken auf. Wer ihre Vorfahren sind, ist bis heute nicht bekannt. Russische Geschichtsschreiber behaupten zwar das eine Mal, es wäre ein rein slawischer Stamm, ein anderes Mal sagen sie, sie seien Nachkommen der Hunnen oder Petschenen. Die äußeren russischen Merkmale aber besagen, daß wir es hier mit einem nordisch-dinarischen Mischvolk zu tun haben. Es ist gewiß, daß jene germanischen Restvölker, die in der Steppe verschwinden, sich mit den slawischen Tschetschenen und anderen arischen, kaukasischen Völkern mischen. Daraus entsteht wohl die kämpferische Gruppe der Kosogen oder wie sie von anderen auch als Brodnikis oder Kosaken bezeichnet werden. Dieses kämpferische Reitervolk der Steppe, welches alle Eindringlinge in diesen heißumkämpften Raum zurückweist, unternimmt auch gern kleinere Raubzüge in andere Länder.

Nach dem Ansturm der Mongolen mußten die Kosaken schwere Unterdrückungen erleiden. Ein Teil von ihnen flüchtete ins Gebirge, ein anderer Teil begab sich zum Großfürsten nach Moskau, wo sie als Fesiungskosaken (Gorodnoje) oder als freie Kosaken (Wolnje) leben.

Ein genuesischer Schriftsteller berichtet, daß im 15. Jahrhundert die Kosaken, von den Türken Brodnikis genannt, eine gemischte Sprache reden. Es stimmt also nicht, daß sie von jeher ukrainisch oder russisch gesprochen hätten. In der Auseinandersetzung zwischen Polen, Moskau und der Türkei findet man sie bald auf der Seite Moskaus, bald an der Seite der Polen. Es kommt auch vor, daß sie allein gegen die Türken kämpfen.

1654 gelang es dem Zaren, die Don-Kosaken durch einen Freundschaftsvertrag zu gewinnen. Sie erhalten besondere Rechte und Privilegien und führen von nun an ein Leben, das mit dem germanischen Wehrbauern viel Ähnlichkeit hat. Diese freien Wehrbauern der Steppe nehmen nicht allein von dem westlichen Rittertum dieser Zeit, sondern auch von den arischen Fürsten des Kaukasus manche Eigenart an. Sie stehen immer wieder im Kampfe gegen die aus dem Osten vorstößenden Völker des inneren Asiens und schützen das westliche Europa in einer Zeit, als dieses sich durch innere religiöse Kämpfe (Kreuzzüge, Reformation, Gegenreformation) selbst schwächt.

Außer den Saporosher und Don-Kosaken gibt es später Kuban-, Terek, Gebirgs-, Orenburg-, Ural-, Semir-, Sibier-, Saheikal-, Jennesej-, Usur- und Amur-Kosaken.

Die Kosaken leben im geschlossenen Dorfe und nennen es Staniza. Eine kleine Siedlung heißt Chuter. Mehrere Chuter können sich auch zu einer Staniza zusammenschließen. An der Spitze einer Staniza steht der Ataman. Er wird in der Männerversammlung gewählt. Als Zeichen der Atamanenwürde trägt er bei feierlichen Anlässen einen Stab aus Silber, auf welchem ein Totenkopf eingraviert ist. Zur Zarenzeit sind noch folgende Worte in den Stab eingeritzt worden: "Für Gott, Zar und Vaterland!" Sobald der Ataman bei einer Versammlung den Stab hob, gab er damit das Zeichen, daß alles zu schweigen habe. Diesem gewählten Ataman haben sich die Kosaken freiwillig untergeordnet. Bei der Volksversammlung der Männer werden größere Entscheidungen für den Stamm getroffen. So wird über Krieg und Frieden, über Landzuteilung entschieden, es werden aber auch Gerichtsurteile gefällt. Dem Atamanen stehen drei Kosaken als Berater, zwei Schreiber, ein Kassierer und zehn bewaffnete Kosaken als Polizisten zur Seite. Die Gehchtsbarkeit für geringere Vergehen liegt in seiner Hand. Treue und Ehre sind Grundbegriffe, die nicht allein in der Familie, sondern auch dem jungen Soldaten gepredigt werden. Diebe werden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Frauen haben zur Volksversammlung keinen Zutritt.

Die Frauen besorgen den Haushalt und stehen in hohem Ansehen. Eine strenge Auslese wird bei der Wahl der Gattin getroffen. Will ein Kosake sich verhehelichen, so darf er nur eine Kosakin wählen oder muß sich ein hübsches Mädchen von einem der kaukasischen Völker rauben. Nimmt er eine Kosakin, so muß der Vater des Mädchens die Einwilligung zur Ehe geben. Eine Ehescheidung gab es nicht. War eine Frau untreu, so wurde sie vom eigenen Mann bestraft. In diesem Falle hatte er das Recht, sie zu prügeln. Mit Mongolinnen, aber auch später Jüdinnen, durfte der Kosake keine Ehe eingehen. Bei Festen, wie Hochzeiten, konnte tagelang gezecht werden. Meist begleiteten das Hochzeitspaar die Kameraden zu Roß zur Kirche.

Nach ihrer Bekehrung gehören sie der orthodoxen Kirche an. Sie leben streng nach den Regeln ihres Glaubens, fasten zu Ostern und Weihnachten, d. h. genießen längere Zeit weder Milch noch Fleisch. Sie sind Verteidiger der Kirche. Mit 19 Jahren wurde der Saporosher, Don- und Terek-Kogake auf eine Insel in ein Militärlager einberufen. Dort herrschte streng militärische Ordnung und Disziplin. Die Saporosher Kosaken hatten ihr Militärlager auf der Insel Kortiza, die Don-Kosaken auf einer Insel im Don, in der Nähe der Stadt Nowofschersk. Die Terek-Kosaken auf der Insel Tschetschen (Mündung des Terek in die Wolga). Solche wehrmannschaftlichen Lager hatten auch die normannischen Waräger. Germanisch ist auch das Familienheer der Kosaken.

Zur Zarenzeit mußte der 19jährige Kosak sich zum Militärdienst melden. Bei der Musterung wurde er nach dem Tauglichkeitsgrad entweder zur Kavallerie oder zur Artillerie oder auch zur Infanterie eingeteilt. Er machte erst eine neunmonatige Ausbildung mit. Im Dezember desselben Jahres rückte der reiche junge Kosak mit Pferd, Sattel und Schwert zu seinem Regiment ein. Dies mußte er aus seinem Vermögen beistellen. Der arme Kosak rückte mit Schwert entweder zur Infanterie oder auch zu einem Reiterregiment ein. Dort erhielt er auch Pferd und Sattel. Die komplette Ausrüstung eines Kosaken war: Reitpferd, Sattel mit Taschen, 1 Mantel, 2 komplette Uniformen, 3 Garnituren Wäsche, Mütze, Gewehr, Pistole und Schwert.

Die Ausrüstung wurde immer wieder von militärischen Kommissionen überprüft. Der aktive Dienst datierte drei oder vier Jahre. Das Regiment teilte sich in Hundertschaften (germanische Hundertschaften). Diese wurden nach den Farben der Tiere zusammengestellt. Auf gute Disziplin und Kameradschaft wurde großer Wert gelegt. Für die Bestleistungen beim Reiten und Schießen wurden Prämien verteilt. Die Tüchtigsten kamen in die Offizierschule. Nach der aktiven Dienstzeit kehrte der Soldat nach Hause zurück. Nach fünf Jahren der Reserve, in welchen er sich öfter mit der Ausrüstung melden mußte, trat er in die zweite Reserve. Jetzt hat er das Recht, sein Pferd zu verkaufen.

Nach der Militärdienstzeit erhielt er das Recht, mit der Waffe bei der Versammlung der Männer zu erscheinen, und hat dort auch das Stimmrecht. Jetzt wurde ihm auch auf ererbtes Land zugeteilt, und er wurde selbständiger Bauer. Mit dem Überschuß aus der Wirtschaft konnte er tun, was er wollte. Bei der Volksversammlung mußte der Ataman einen Rechenschaftsbericht über das gemeinsame Eigentum der Dorfgemeinschaft ablegen. Wie bei den germanischen Stämmen war auch hier Gemeinschaftsbesitz: das Weideland, der Hengst, der Dorfbulle (der Stier), die Fischerei und die Jagd.

Auch eine gemeinsame Schule hatten sie. Kinder fremder Völker durften, die kosakische Schule nicht besuchen. Das gemeinsame Eigentum wurde von Atamanen verwaltet. In der Freizeit beschäftigte sich der Kosak gern mit Jagd und Fischerei.

Wie bereits oben gesagt, hatten die Saporosher Kosaken auf der Insel Kortiza ihr Militärlager. Sie wurden aus politischen Gründen von Katharina II. liquidiert und am Schwarzen Meer angesiedelt, wo sie von manchen Schwarz- oder Kuban-Kosaken heißen. Zu Ehren dieser großen Kaiserin gründeten sie die Stadt Ekaterinenburg (heute Krasnodar), wo sie ihr auch ein Denkmal errichteten. Die Kuban-Kosaken hatten nicht allein wirtschaftliche, sondern auch militärische Privilegien vom Zaren. Sie stellten dem Zaren die Leibwache. Zu dieser Standarte wurden die größten, stärksten und schönsten Männer der Kuban-Kosaken ausgesucht. Einer dieser Getreuen erhielt auch den Auftrag, die Kinder des Zaren zu bewachen. Es wird heute noch mit Stolz von Kosaken das Photo eines Kuban-Kosaken mit dem einstigen Zarensohn gezeigt.

Die Don-Kosaken hatten ihr Militärlager, wie schon erwähnt, auf einer Don-Insel. Erst im Jahre 1654 schließt der Zar mit den Don-Kosaken einen Freundschaftsvertrag. Von jetzt an werden mit den anderen Kosaken Freundschaftsverträge geschlossen, aus welchen zu ersehen ist, daß sie tatsächlich freie Bauern und Krieger sind. Sie werden die treuesten Verteidiger des Zarenreiches.

Die Terek-Kosaken lebten, wie gesagt, am Terek und hatten ihre Militärfestung auf der Insel Tschetschen. Sie wollten sich dem Zaren Iwan IV. nicht unterwerfen und wurden deshalb auf ihrer Insel von ihm überfallen. Nach hartem Kampfe unterlagen sie der Übermacht. Die Überlebenden flüchteten ins Gebirge und nannten sich von nun an Gebirgskosaken. Kurze Zeit später erkannten sie den Zaren an und wurden von ihm in den Kämpfen gegen die Tataren eingesetzt. Nach einem Sieg über die Tataren gab er ihnen

wieder die Genehmigung, in die Ebene zurückzukehren. Zu ihrer Verstärkung siedelte er 1000 Familien von Don-Kosaken und 500 Familien aus dem Wolgagebiet am Terek an.

Einen sehr großen Unterschied in Brauchtum, Sitten und Lebenshaltung gibt es bei den einzelnen Stämmen nicht. Einzelne Bräuche werden den landschaftlichen Verhältnissen angepaßt. Als besondere Charaktereigenschaft sei Mut, Tapferkeit, ein strenges Ehr- und Selbstbewußtsein genannt. Maß- und Haltlosigkeit seien die schlechten Erbanlagen der Kosaken. Eine ganz besondere Eigenheit ist die groffe Gastfreundschaft. Es wird niemand von der Schwelle gewiesen. Findet ein Gast einen Gegenstand als außergewöhnlich schön, so wird dieser dem Gast geschenkt. Die Gebirgs- und Ural-Kosaken haben sich den Bergverhältnissen angepaßt. Alle Stämme der Kosaken stammen von den Don-, Kuban- und Terek-Kosaken. Die Zaren siedelten überall dort, wo das Reich von Feinden bedroht war oder wo Eroberungen gemacht werden sollten, Kosaken an. An der Eroberung Westund Ostasiens haben Kosaken großen Anteil. In Form von Stoßtrupps fielen sie ins fremde Land ein, besetzten es, errichteten kleine Festungen "Ostrogi" und befriedeten nachher das Land. Diese Stoßtrupps waren 50 bis 100 Mann stark und nannten sich eine Hundertschaft. Die Führerschaft des Fremdvölkes wurde verdrängt, der Rest der Bevölkerung unterworfen und politisch gleichgeschaltet. Die Kosaken sind bald nur mehr Krieger und lassen ihre landwirtschaftlichen Arbeiten von Gefangenen, die sie vom Zaren geschenkt erhalten, verrichten. In der Blütezeit der Leibeigenschaft erhalten sie von allen Teilen des Reiches Zustrom von flüchtenden Bauern. Diese werden nach Leistung des Eides in die Gemeinschaft des Stammes aufgenommen. Sie erhalten auf der Stanizenversammlung der Männer Land zugeteilt. Zur Verstärkung der Kosaken werden vom Zaren ausgediente Soldaten in den Kosakengebieten angesiedelt. Im Jahre 1835 waren die Don-Kosaken gezwungen, vom Zaren einen Ukas zu erbitten, in welchem das Verbot ausgesprochen wird, daß im Gebiete der Don-Kosaken weiter gesiedelt werden darf.

Nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches kämpften die Kosaken um eine freie Republik. Im Jahre 1917 hatten sie diese im Nordraum des Kaukasus ausgerufen. Die Bolschewisten versuchten mit allen Mitteln das neugegründete Reich zu zerstören. Nach vierjährigem Kampfe waren die Kosaken den Bolschewisten erlegen. Die Kosaken erzählen, daß nunmehr jüdische Kommissare das Volk grausam behandelt hätten. Was von den Männern nicht ermordet wurde, wurde z. B. ins innere Land verschickt oder kam in Strafarbeit. Im Jahre 1929 standen die Kosaken noch einmal als Konterrevolutionäre auf. Sie lehnten die Kulakisierung ab. Der Aufstand wurde niedergeworfen. Ihre Eigenständigkeit sowie ihre Eigenheiten müssen sie im bolschewistischen Staat aufgeben. Der Ausbruch des Krieges 1941 hat die Bolschewisten veranlaßt, den Kosaken ihre Eigenständigkeit wiederzugeben. Nunmehr dürfen sie wieder ihre Trachten anziehen und ihre Waffen umhängen. Es wird ihnen die gesamte nationale Eigenart zuerkannt. Man hoffte dabei, diesen tapferen Krieger zu gewinnen. Der größte Teil der kosakischen Regimente aber hat die erste Gelegenheit benutzt, um zu den Deutschen überzutreten. Sie hoffen, mit den Deutschen den Sieg zu erringen. Auch träumen sie, daß es ihnen nach dem Kriege gestattet sein wird, unter Führung der Deutschen einen eigenen Staat aufzubauen.

Es war wohl das germanische Blut, das die freiheitsliebenden Wehrbauern zu diesem Schritte veranlaßte.

Weder vom slawischen Mutterrecht noch vom slawischen oder gar hannischeu Brauchtum ist mir von den Kosaken berichtet worden. In keiner der Erzählungen waren fremdrassige Eigenheiten zu finden.

Besteht nicht eine Ähnlichkeit zwischen der Beschreibung der germanischen Chatten und den Kosaken, wenn Tacitus von jenen sagt: "Der Stamm hat feste Körper, straffe Glieder, kühne Züge. Sie sind klug und geschickt. Sie setzen ausgesuchte Männer zu Führern ein, gehorchen diesen Führern auch, wissen Ordnung in Reih und Glied zu halten, die Blöße des Gegners auszunutzen und mit dem Angriff zu warten. Sie verlassen sich nicht auf, das Glück, sondern nur auf ihre Tapferkeit. Und etwas höchst Settenes, was nur bei römischer Kriegszucht verständlich ist: sie bauen mehr auf den Führer als auf das Heer."

Man soll sich nie um das sorgen, Was die Freiheit kostet. Sie wird wie der göttliche Mensch in Kampf und Schmerzen geboren. Wie groß ist doch dieses Europa, daß sogar aus seinem Elend das Glück geboren wird.

Europa muß bluten und kämpfen, damit es endlich - so nah sind wir dem Sieg - die Schwerter zerbrechen kann und seine Banner Über den Gräbem der Väter, über unseren Gräbem wehen.

HENRIK WERGELAND, Norwegischer Dichter, 1808-1845

**VON SEINEN WAFFEN
GEHE WEG DER MANN
KEINEN FUSS AUF DEM FELD:
NICHT WEISS MAN GEWISS
WANN DES WURFSPIESSES
DRAUSSEN MAN BEDARF**

Aus der "Edda"

Njals Tod

Die Island-Saga ist ein Heldenlied auf die Treue. Höher als das Leben steht dem Germanen die Treue zur Sippe, zu seinem Blut, in dem alle Kraft und alles Heil ist. Njal ist Bergbauer auf Island. Seine zivei Söhne ziehen auf Wikingtaten ins Ausland. In Norroegen verfeinden sie sich mit Thrain. Der Sohn Thrains, Höskuld, wird erschlagen. Da erhebt der Oheim von Röskulds Witroe, Flosi, die Klage roider die Njals söhne. Durch Nials Fürsprache soll es auf dem Allding zu einem Ausgleich kommen. Aber ein böses Verhängnis verhindert das. Und nun beschließt Flosi den Rachezug gegen die Njals söhne. Feuer umschließt den Hof Njals und seine ganze Familie geht unter. Nur Kari, sein Sohn, entkommt. Er entflieht nur, um den Mordbrand zu rächen. Njal stirbt für seine Söhne, obwohl ihm freier Abzug angeboten ist, Bergthora, seine Frau, mit ihm, sein Sohn Skarphedin, ebenso sein Enkel, der Knabe Thord, und alle mit, die zu ihm gehören. Unerschüttert, wie alle Germanen der Saga, gehen sie in den gemeinsamen Tod der Treue.

Jetzt gerieten alle Gebäude in Flammen. Da ging Nial zur Tür und sagte: "Ist Flosi in der Nähe, so daß er meine Worte hören kann?" Flosi sagte, er höre. Nial sagte: "willst du etwa auf Vergleich eingehen mit meinen Söhnen oder etlichen von uns freien Abzug erlauben?" Flosi antwortete: "Auf Vergleich mit deinen Söhnen will ich nicht eingehen; es soll jetzt zum Ende kommen zwischen uns und nicht eher ruhen, als bis sie alle tot sind. Aber freien Abzug will ich erlauben den Weibern und Kindern und Knechten." Da ging Nial hinein und sagte zu dem Haufen: Jetzt mögen alle hinausgehen, denen es erlaubt ist. Geh du denn hinaus, Thorhalla Asgrimstochter, und alles Volk mit dir; dem es gestattet ist!" Thorhalla sagte: Jetzt wird, mein Abschied von Helgi anders, als ich mir bisher dachte! Doch will ich wenigstens meinen Vater und meine Brüder anstacheln, daß sie das Morden rächen, das hier verübt wird." Njal sagte: "Du wirst brav handeln, denn du bist ein wackeres Weib."

Darauf ging sie hinaus und eine große Schar mit ihr. Astrid von Tiefachengang sagte zu Helgi Nialssohn: "Geh du mit mir hinaus! Ich will einen Weibermantel über dich schlagen und dir den Kopfputz aufstülpen." Er verbat es sich erst, aber auf die Bitten der anderen tat er's doch. Astrid wickelte ihm den Kopfputz um den Kopf, und Thorhild schlug ihm den Mantel über, und er ging zwischen ihnen hinaus. Da ging auch Thorgerd Njahlstochter und ihre Schwester Helga hinaus und viel anderes Volk. Aber als Helgi hinauskam, da sagte Flosi: "Das ist eine hochgewachsen und breit um die Schultern, die da geht: greift sie und haltet sie fest!" Als aber Helgi dies hörte, warf er den Mantel ab; er hatte ein Schwert unter dem Arme Zgehalten und hieb nun auf einen, und es traf den Schild und trennte ihm die Spitze ab und das Bein von dem Manne. Da kam Flosi herzu und hieb Helgi in den Hals, so daß sogleich der Kopf abflog.

Flosi trat dann zu der Tür und sagte, Nial und Bergthora möchten zur Unterredung mit ihm kommen. Nial tat so. Ffosi sagte: "Dir will ich freien Abzug anbieten, denn du verbrennst unverdient drinnen." Nial sagte:

"Ich will keinen freien Abzug; denn ich bin ein alter Mann und bin kaum imstande, meine Söhne zu rächen, aber in Schanden leben will ich nicht." Flosi sagte zu Bergthora: "Geh du heraus, Hausmutter! Denn dich will ich um keinen Preis drinnen verbrennen." Bergthora sagte: "Als jung wurde ich dem Nial gegeben; da hab ich ihm versprochen, ein Schicksal solle uns beide treffen." Damit gingen sie beide hinein.

Bergthora sagte: "Was wollen wir jetzt anfangen?" "Wir wollen zu unserm Bett gehen", sagte Njal, "und uns legen. Da sagte sie zu dem Knaben Thord, dem Sohne Karis: "Dich muß man hinaustragen: du sollst nicht drinnen verbrennen." "Aber du hast mir doch versprochen, Großmutter", sagte der Knabe, "Wir zwei wollten uns nie trennen; und so soll's auch sein. Es ist mir auch viel lieber, mit euch beiden zu sterben, als euch zu überleben." Darauf trug sie den Knaben zum Bett.

Njal sagte zu seinem Grofknecht: Jetzt kannst du sehen, wo ich und die Frau uns legen und wie ich uns zudecke, ich denke mich nämlich nicht mehr vom Fleck zu rühren, mag mir Rauch oder Feuer zusetzen. Du kannst nun erraten, wo nach unsern Gebeinen zu suchen ist." Er sägte, das solle geschehen. Es war ein Ochse geschlachtet worden, und die Haut lag da. Njal sagte zu dem Großknecht, er solle die Haut über sie breiten, und er versprach das. Sie legten sich nun beide in das Bett und legten den Knaben zwischen sich.

Da nahm der Grofknecht die Haut und breitete sie über sie und ging darauf hinaus: Retil aus Wald fing ihn auf und riß ihn heraus. Er fragte genau nach seinem Schwiegervater Njal, und er erzählte alles nach der Wahrheit. Retil sagte: "Das Schicksal will's böß mit uns, daß ein solcher Unstern zwischen uns treten mußte!"

Skarphedin hatte gesehen, wie sein Vater sich gelegt hatte und wie er sich hatte zudecken lassen; da sagte er: "Vater geht heute früh zu Bett; das ist auch begreiflich: er ist ein alter Mann." Da griffen Skarphedin und Kari und Grim nach den Feuerbränden, so oft einer herunterstürzte, und schossen sie auf die draußen; und so ging's eine Zeitlang. Da schossen sie Speere nach ihnen hinein, aber sie fingen alle in der Luft auf und sandten sie zurück. Flosi hieß sie aufhören zu schießen: "denn wir werden bei jedem Waffenwechsel den kürzeren ziehen. Ihr könnt es gut abwarten, bis das Feuer sie zwingt." So taten sie nun.

Da fiel das schwere Gebälk vom Dachstuhl herunter. Skarphedin sagte: „Jetzt wird mein Vater tot sein, und man hat ihn weder stöhnen noch husten hören." Darauf gingen sie in das Ende des Schlafsaals. Dort war der Querbalken heruntergefallen und in der Mitte schon ziemlich durchgebrannt. Kari sagte zu Skarphedin: "Lauf hier hinaus! Ich will dir zur Hand gehen, aber ich will sogleich hinterher laufen, und dann werden wir beide davonkommen, wenn wir's so bewerkstelligen, denn aller Rauch treibt hierher." Skarphedin sagte: "Lauf du voraus und ich dir gleich auf den Fersen!" "Das ist kein Plan", sagte Kari, "denn ich kann gut noch anderswo hinauskommen, wenn's hier nicht geht." "Nein, das will ich nicht, sagte Skarphedin: Jau du zuerst hinaus, und ich will gleich hinterher." Kari sagte: "jedem ist's geboten, für sein Leben zu sorgen, solange es möglich ist; das wollen wir denn auch tun. Doch wird es jetzt zu einer Trennung zwischen uns kommen, daß wir uns nie wiedersehen werden; denn wenn ich aus dem Feuer hinauslaufe, dann wird es mir nicht druin sein, zu dir ins Feuer zurückzulaufen, und dann wird jeder von uns seinen Weg ziehen." "Das macht mich lachen", sagte Skarphedin, "wenn du davonkommst, Schwager, daß du uns rächen wirst!"

Da nahm Kari einen brennenden Balken in die Hand und lief hinaus an dem Querbalken hinauf. Er schleuderte dann vom Dach den Balken hinaus, und er fiel auf die hinunter, die draußen davor standen; da sprangen sie weg. Die ganzen Kleider an Kari standen in Flammen und auch dds Haar. Er stürzte sich nun vom Dach hinaus und sprang dann in Sätzen dem Rauch entlang. Da sagte einer, der zunächst stand: "Sprang da nicht ein Mann vom Dach herab?" "Keine Rede!" sagte ein anderer: "Skarphedin warf da einen brennenden Balken nach uns." Darauf hatten sie keinen Verdacht mehr. Kari lief weiter, bis er zu einem Bach kam, und warf sich hinein und löschte das Feuer an sich. Von dort lief er dem Rauch entlang in eine Grube und ruhte sich aus; und die heißt seither die Karigrube.

Skurphedin ging nun zu seinem Bruder Grim: sie faßten sich an den fländen und traten das Feuer nieder; aber als sie in die Mitte des Saales kamen, fiel Grim tot hin. Skarphedin ging noch bis zum Ende des Gebäudes; da entstand ein lautes Krachen: es krachte nun das Dach herunter. Skurphedin geriet da zwischen die Trümmer und die Giebelwand; dort konnte er sich gar nicht mehr rühren.

Flosi und seine Schar standen bei den Feuern, bis es so ziemlich Morgen war. Da kam ein Mann auf ihn zugeritten. Flosi fragte ihn nach dem Namen; er nannte sich Geirinund; er sei ein Verwandter der Sigfussöhne. "Ihr habt eine gewaltige Großtat vollbracht", sagte er. Flosi antwortete: "Eine Großtat werden's die Leute nennen und eine übeltat. Doch ist daran nichts mehr zu ändern." "Wieviel ist hier umgekommen an Vornehmen?" fragte Geirmund. Flosi antwortete, "Hier sind umgekommen Njal und Bergthora und alle ihre Söhne, Thord Karissohn und Kari Sölniundssohn. Thord der Freigelassene; aber dann wissen wir nicht mehr genau von weiteren, die uns weniger bekannt sind.

Die Sage vom Schwanenritter

Unser Volk hat durch alle Zeiten hindurch manche Glauben vorstellungen, Weistümer und Welterkenntnisse seiner germanischen Vorfahren im tiefsten Grunde seiner Seele bewahrt. Wir müssen der Vorsehung danken, daß sie fast immer in mündlicher Form überliefert wurden und so der Bilderstürmerei fremder Gesinnung, die sich in Germanien im frühen Mittelalter ausbreitete, entgangen sind. Niemals wurden sie seit jener Zeit der äußeren Umformung der Weltanschauung durch das Christentum in der klaren Fassung ursprünglicher Erfahrung und Gestalt weitergegeben. In steter Wandlung lebten sie verborgen mit dem Volke, mit der Zeit und wurden mit den Erlebnissen und Erfahrungen des Einzelnen oder von Geschlechtern. mit Bauern, Fürsten und selbst Heiligen verbunden. Sie wurden zur Sage. zum Märchen oder zur Legende und erhoben die vergängliche Geschichte in eine unauslöshliche mythische Welt. Wie sie auch auftreten mögen, selbst im Narrengewand, von vielen nicht mehr verstanden und verspottet, oder im Heiligengewand und in alten Bräutchen noch heute verehrt, sind sie uns ein köstliches Geschenk für die Zukunft. Als dichtes unterirdisches Geflecht durchziehen sie den Volksgeist. Gleichwie im Frühling das Leben aus verborgenen Gründen tausendfältig sprießt, bilden sie den Nährgrund dauernder geistiger Erneuerung. Urbildern gleich erfüllen sie unsere Seele vom Kindesalter an. Gestaltet und Gestalt geworden, lassen sie sich durch keinen Begriff erfassen, sondern nur durch die innere Schau unseres unwandelbaren rassischen Empfindens. Sie sprechen vom Leben und von) Tode, von der Schöpfung und von Gott, von der Schönheit der Mutter Erde und ihrer Not. vom ewigen Werden und Vergehen; vom Guten und vom Bösen im Sinne nordischen sittlichen Gebots. Es kommt einmal die Zeit, raunt es in manchen Sagen, in der alle Not von der Heimat gebannt sein wird. Sie folgt so gewiß, wie Sommer und Winter, Tag und Nacht in rhythmischem Wechsel einander ablösen. So verkündet es auch die Edda: "Brüder kämpfen und bringen sich Tod, / Brudersöhne brechen die Sippe; / arg ist die Welt, Ebbruch furchtbar, / Schwertzeit, Beilzeit, Schilde bersten, / Windzeit, Wolfszeit, bis die Welt vergeht - / nicht einer will des anderen schonen / ... Die Sonneverlicht, das Land sinkt ins Meer; / vom Himinel stürzen die heiteren Sterne. / Lohe umtost den Lebensnährer; / hohe Hitze steigt himmelan. / ... Seh' aufsteigen zum anderen Male / Land aus Fluten, frisch ergrünend: / Fälle schäumen; es schwebt der Aar, / der auf dem felschen Fische weidet / ... Einen Saal seh' ich, sonnen glänzend, / mit Gold gedeckt, zu Gimle stehen, / wohnen werden dort wackre Scharen / der Freuden walten in fernste Zeit." Kein noch so grimmiger Feind, kein noch so herbes Schicksal kann dein Mann abhalten, seine Waffen nach Kräften zu gebrauchen und den höchsten Einsatz zu wagen. Aus allem spricht der Mut zum ewigen Leben, auch wenn der Einzelne fällt und ganze Geschlechter fallen. Gleich einer geheimnisvollen Kraft durchweht dieser unerschütterliche Glaube an eine göttliche Vorsehung und Ordnung das Denken und Handeln unserer germanischen Vorfahren. Nur im Vertrauen auf sie gewannen sie die Kraft ihrer alles überwindenden Opfer und Kampfbereitschaft. Dieser Glaube lebt in uns fort und treibt uns, den Forderungen unserer Zeit Genüge zu tun.

Wer kennt nicht die Sagen vom Kaiser im Berg. Am Urgrund des Lebens, dem Quell andauernder Erneuerung, harret er, bis die Welt ihn zwingt, zum Wohl seines Volkes zurückzukehren. Seine Gestalt - ob Karl, ob Barbarossa - wird eins mit dem Gott-Schöpfer Wodan und so der Vergänglichkeit entrissen. Wer erinnerte sich Wohl Dicht an die Gestalt des geheimnisvollen Schwanenritters, der durch Richard Wagners musikalisches Werk zum Symbol unerschütterlichen Glaubens an das Reich erhoben ist. Seine göttliche Abkunft steht außer Zweifel. Vermutlich ist er der Sonnengott selbst, der in der höchsten Not als

Beschützer der gerechten Sache erscheint. Als das bedingungslose Vertrauen zu ihm erlischt und die Frage nach seiner Herkunft fällt, verläßt er die Menschen.

In seiner ganzen Art bleibt er ein wunderbares Sinnbild, tausendfältig wie die Schöpfung selbst, dessen Deutung durch Begriffe, so sehr wir uns auch mühen, niemals vollständig gelingen wird. Von jeher sagt aber die einfache Erfahrung im Volke, daß kein Glück ohne Ende ist. Das irdische Dasein ist ohne Kampf nicht denkbar und verlangt unsere dauernde Bereitschaft. Unaufhörliche Sehnsucht treibt den Menschen, schicksalhaft immer wieder nach dem Höchsten zu forschen. Seine Herkunft bleibt ihm dennoch verschlossen. Erst der Tod löst das Geheimnis um die Schöpfung. Der Schwanenritter kommt daher aus jener rätselhaften Ferne - und kehrt dorthin zurück -, wo Tod und Leben ineinanderfließen. Dem Germanen war der Aufbau und die Weite des Weitgebäudes, die vielfältige Entwicklung des Lebens noch unbekannt. Seine bäuerliche Welt stand unter dem Gesetz des lichten Himmelsgestirns, der Sonne, deren ewig rätselhafter Lauf durch Tag und Nacht, Sommer und Winter, deren lebenspendende Kraft seine Gedanken beschäftigte. Sie war ihm Symbol einer höheren Macht. Im Angesicht des Todes und im dauernden Wechsel der Geschlechter erkannte er bereits die Bedeutung des Lebens und seine göttliche Herkunft. Seine Weltordnung war klar und fest gefügt, so daß sie in Sitten, Festen und Gebräuchen bis in unsere Zeit hineinreicht. Mögen die Symbole zum Teil gewechselt haben, ihr ewiger Sinn ist auch für uns der gleiche geblieben.

Das Schwanenschiff nun, der Kampf der Ritter und die nachfolgende Vermählung verbergen zutiefst den Mythos von der Erneuerung des Lebens. Bereits zu Beginn des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung wurde die Zeit der Wiedergeburt des Lichts und der Befreiung der Erde von dem Winter im germanischen Heitnatgebiet gefeiert. Von Schwänen geleitet, kehrte der Sonnengott auf seinem Schiff mit dem Einzug des Frühlings segenspendend und neues Leben verheißend aus einer fernen Insel im Nebelmeer zurück. In symbolischem Kampf besiegte er den Todesdämon, der ihm als Schlange oder Drache entgegentrat. Wie die in Stein gemeißelten Darstellungen von Frühlingsfesten in den schwedischen Küstengebieten aus jener Zeit zeigen, wurde das Schiff danach auf Schlitten oder Wagen gesetzt und in feierlicher Umfahrt durch die Felder geführt. Damit vollzog der Gott die Vermählung mit der Allmutter Erde. Im germanisch-deutschen Heimatraum wurde allerdings auch der Göttin große Verehrung zuteil. Sie lebt in manchen Gegenden in der HI Gertrud des christlichen Glaubens fort.

Vieles hat sich von jenem alten Brauchtum zum Ärger der christlichen Kirche durch das ganze Mittelalter bis in die Gegenwart erhalten können. Noch immer wird beim Karnevalsfest das Narrenschiff mit der glückverheißenden Fortuna in fröhlichem Umzuge durch die Straßen geführt. Unsere friesischen Bauernhäuser tragen als Giebezier häufig zwei Schwäne, die ein Sonnenrad halten. Schwäne oder Störche bringen nach altem Volksglauben unsere kleinen Kinder. In Holland erfreut sich der Painischwan, ein lustiges Ostergebäck, als Sinnbild der Fruchtbarkeit großer Beliebtheit. Auch der Künstler des 15. Jahrhunderts, der eine Chickwunschkarte entwirft, kennt kein besseres Motiv als das Schwanenschiff. Eindringlich zeigt aber auch eine andere Glückwunschkarte derselben Zeit, wie die seelischen Kräfte des germanisch-deutschen Volkstums in Symbolen fremder Geisteshaltung erstickt wurden. Nur wenigen blieb es noch bewußt, daß hinter der christlichen Caritas die Allmutter Erde ihr Wesen verborgen hatte.

Das Sonnenschiff ist aber zugleich auch Totenschiff und daher von schicksalhafter Bedeutung. In allem spiegelt sich die Doppelnatur des Lebens. Auf ihm fahren die Verstorbenen nach Utgard, dem fernen Aulen- oder Seelenland. Liebevoller Weihegaben, Waffen oder Schmuck, Speise und Trank und das Gedenken der Sippe begleiteten sie auf der weiten Reise in die Nähe der Gottheit. Keines der Worte, das zu ihren Ehren gesprochen wurde, ist uns überliefert. Aber dennoch zeugen Geschenke wie jenes Messer aus dem germanischen Fürstengrab unserer niedersächsischen Heimat, auf dem von Künstlerhand das heilige Schwanenschiff eingraviert ist, von der Ehrfurcht der Gemeinschaft gegenüber den Toten.

Durch Jahrtausende hindurch bis in die Wikingerzeit gehört die Vorstellung von der Schiffsreise ins jenseits zum Glaubensgut im skandinavischen Norden. Vielerorts begegnen uns dort vorzeitliche Grabanlagen, die von mächtigen Steinsetzungen in Schiffsform überdeckt sind. Unter hoch gewölbtem Grabhügel wurden wikingische Fürsten nach tatenreichem Leben in ihren Schiffen zur letzten Ruhe gebettet. Noch im Mittelalter trank man beim Abschied der Reisenden aus einem Becher in Schiffsgestalt und wünschte ihnen damit frohe Fahrt und "gute Herberge".

UNSER IST DER SONNENWAGEN

Unser ist der Sonnenwagen,
draus in alten Ahnentagen
erzgeschieht zu Krieg und Siegen
unsres Volkes Clötter stiegen.

Unser ist das Sternenfeuer,
dran zu großem Abenteuer
unsres Volkes kampfbemühte
Väterschar die Waffen glühte.

Unser ist die braunte Scholle,
unser ist das wundervolle
Auf und Ab der goldnen Ähren,
die das ew'ge Brot gewähren.

Unser Mond ließ niedertauen
Milch auf unseres Volkes Frauen,
um zu Müttern sie zu weihen
aller Blanken, Starken, Freien.

Unser sind die Funkelgänge
edlen Erzes im Gesprenge,
daß für Krieg wir und für Frieden
ewig unsre Schwerter schmieden.

Seht ihr Blitz und Flamme regnen?
Unsre Götter woll'n uns segnen.
Klafternd bäumt sich Wodans Schimmel.
Uns die Erdel Uns der Himmel!

KURT ARNOLD FINDEISEN

Von der Vetterschaft berühmter Deutscher

In den letzten Jahren, da das, was viele schon früher aus Liebhaberei taten oder weil sie den tieferen Sinn dieses Forschens erkannt hatten, für jeden einzelnen von uns durch die Anlage des Ahnenpasses Pflicht und Notwendigkeit wurde, haben wir den Blick oft rückwärts gerichtet in unsere eigene und unserer Familien Vergangenheit. Die Väter und Großväter, die wir noch persönlich gekannt haben, waren die Brücke zu den Vorvätern, die nun aus dem Dunkel der Vergessenheit, in das wir sie schon verloren hatten, wieder hervorfraten und Gestalt gewannen. Die Mütter und Großmütter zeichneten in ihrem Erzählen und Berichten vergangene Zeit, und manchem von denen, die da nun nach Ahnen forschten, wurde die Vergangenheit lebendig, geheimnisvoll belebt von Gestalten, in denen das eigene Blut floß. Bilder an den Wänden oder in den Truhen legte man neben Urkunden und Geburtsseheine, und hinter Datum und Name stand plötzlich ein Gesicht mit bekannten Augen und sah uns an. Was im Anfang Pflicht war, wurde aus innerem Zwang heraus von denen fortgesetzt, die der geheime Blutstrom erfaßt hatte; sie bauten das Haus

ihrer Familiengeschichte aus der Reihe der Geschlechterfolgen, und der Kreis der Versippung spannte sie ein in das große Netzwerk des Blutes, als das plötzlich das ganze deutsche Volk vor ihnen stand.

Wir haben alle bei unserem Suchen nach Namen und Art unserer Vorfahren sicherlich den heimlichen Wunsch gehabt, daß plötzlich ein berühmter Name aus dem Dunkel der Vergangenheit treten möchte. Es mußte ja nicht gleich Karl der Große sein, man wäre wohl auch mit einem weniger Gewaltigen zufrieden gewesen. Wir beschieden uns dann im eigenen Kreis und gaben den Ahnen freundliche Worte, suchten ihr Wesen aus mancherlei Kleinigkeiten, die bis auf uns gekommen waren, zu ergründen und waren am Ende stolz auf sie, ohne daß wir mehr an die großen Namen berühmter Männer dachten; denn auch sie waren tüchtige, rechtschaffene und ehrliche Menschen und Deutsche gewesen.

Mit den berühmten Ahnen hat es seine Schwierigkeit, - weil sie nämlich nur dünn gesät sind. Man braucht sich ja nur einmal die berühmten Leute daraufhin anzusehen: Friedrich der Große etwa oder Hölderlin oder Kauf oder Nietzsche hatten gar keine Nachkommen; Goethes Nachkommenschaft starb mit den Enkeln aus, von Schiller lebt noch als letzter Urenkel Alexander von Gleichen-Rußwurm. Denn das zeigt uns nur gar zu oft die Forschung: die Männer mit den berühmten Namen sind zumeist der Gipfel, zu dem die Familie durch Generationen emporstrebte und auf den dann der steile Absturz, das Ende der Familie, folgt. Aber an diese schwierige Frage wollen wir heute nicht rühren.

Statt dessen wollen wir uns jetzt einmal mit den Blutlinien beschäftigen, die diese Großen und Herrscher im Reich des Geistes untereinander verbinden. Denn - das darf ich hier gleich vorwegnehmen - diese großen und bedeutenden Menschen, die zu Ruhm und Ehre des deutschen Volkes lebten und wirkten, sind im allgemeinen keine Einzelpersonlichkeiten, sondern gehören einem Blutkreis an, der aus mancherlei Ursachen, die wir nur erahnen können und vorläufig als Tatsachen hinnehmen müssen, die notwendigen blutmäßigen Voraussetzungen enthält.

Die engste Form eines solchen Blutkreises ist die **Familie**, und ich nenne als Beispiele zwei Familien, die unter uns leben: die Familien **Seidel** und **Huch**. Jeder von uns kennt die Dichterin *Ina Seidel*, und vielen von uns wird auch ihr gleichfalls als Schriftsteller bekannt gewordener Bruder *Willy Seidel* kein Unbekannter sein; Ina Seidels Gatte ist *Heinrich Wolfgang Seidel*, beide sind Vetter und Base; der Vater von Heinrich Wolfgang Seidel war *Heinrich Seidel*, dessen "Leberecht Hühnchen" auch heute noch jeden Leser entzückt; aber schon dessen Vater, der also sowohl der Großvater Ina und Willy Seidels wie Heinrich Wolfgang Seidels ist, schrieb Lieder und erbauliche Geschichten. Ähnlich liegen die Beziehungen innerhalb der Familie Huch: zwei Geschwisterpaare sind uns allen bekannt: *Rudolf und Ricarda Huch* sowie deren Vettern *Friedrich und Felix Huch*. Der eine Großvater von Friedrich und Felix Huch war der vielgelesene Roman- und Reiseschriftsteller *Friedrich Gerstäcker*.

Verlassen wir diese engsten Bezirke der Familie, so stürzt alsbald eine Fülle von Vetternschaften auf uns herein. Nehmen wir in diesem Zusammenhang einmal den Begriff der Familie als räumlich begrenzt an, so würde als nächster Bezirk etwa **die Stadt** folgen. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel bietet da die ehemalige Freie Reichsstadt **Reutlingen**. Die Schriftsteller *Ludwig Finckh*, *Hermann Kurz* und seine Tochter *Isolde Kurz*, der Philosoph *Hegel*, der Volkswirtschaftler *Friedrich List*, der Arzt *Robert Mayer* z. B. waren in Reutlingen daheim, ihre Vorfahren waren Generationen hindurch zumeist Reutlinger Bürger, und so ist es kein Wunder, wenn man feststellt, daß diese bedeutenden Menschen zum Teil durch mehrere Blutlinien mit- und untereinander eng verwandt sind. Es dürfte schwer sein, auf so engem Raum eine gleich starke Ahnengemeinschaft wie im Falle dieser Reutlinger Bürger zu finden; nur **Frankfurt** a. M. kann vielleicht noch mit ähnlichen Familienverbindungen bedeutenderer Männer und Menschen aufwarten.

Wenden wir uns von der Stadt zum **Gau**. Ich möchte an zwei Beispielen zeigen, wie auch hier die großen und berühmten Namen sippenmäßig einander verbunden sind.

Da sei zunächst **Schleswig-Holstein** genannt: Wir alle kennen *Matthias Claudius*, den Wandsbecker Boten, und seinen Urenkel, den unter uns lebenden Dichter *Hermann Claudius*, der einer der reinsten Lyriker, unserer Zeit ist. Um das Jahr 1600 lebte in Flensburg Maria Lorck, sie ist die Ahnin sowohl von Matthias Claudius wie von *Johannes Brahms*. Der Kreis dieser Verwandtschaften, zu denen wahrscheinlich auch die *Niebuhrs* und die *Bojes* gehören, ist noch nicht hinreichend erschlossen, um Endgültiges sagen zu können.

Dann aber sind es in Schleswig-Floisrein vor allem die *Rantzaus* und die *Reventlows*, deren Blutstrom eine Fülle bedeutender Namen berührt: ich meine damit nicht nur die großen Staatsmänner des 16. Jahrhunderts, die Ratgeber der dänischen Könige, sondern die Nachfahren, die zum Teil heute noch unter uns leben. Zu ihnen gehören **Blücher** und **Moltke** ebenso wie *Liliencron* und *Franziska von Reventlow* mit ihrem Bruder, dem Politiker *Ernst Graf Reventlow*, oder *Alexander von Gleichen-Rußwurm* und der dänische Schriftsteller *Herman Heiberg*. Und sie alle haben nicht nur das Gemeinsame des Blutes, sondern auch das Gemeinsame ihrer Leidenschaft; nicht umsonst hieß man Moltke den "großen Schweiger".

Neben diesen norddeutschen Gau sei ein süddeutscher gestellt: Württemberg, oder besser noch: **Schwaben**. Jeder Schwabe ist bekanntlich ein kleiner Dichter und Philosoph; so darf es eins nicht wundernehmen, daß die Dichter und Philosophen wohl in keinem Gan unseres Vaterlandes so dicht gewachsen sind wie in Schwaben. Ich erwähnte vorhin schon Reutlingen und die Menschen, die darin ihre Heimat haben, die *Ludwig Finckh* und *Isolde Kurz*, die *Hegel* und *List*. Von diesen Menschen ziehen sich herüber und hinüber unendliche Fäden gleichen Blutes, die ganz Schwaben zu einer großen Familie machen. Mit jeder Generation, die man weiter in die Vergangenheit zurückgeht, wird diese Versippung breiter und dichter in ihrer Verflechtung. Da ist etwa *Wilhelm Hauff*, der Verfasser des "Lichtenstein" und der "Phantasien im Bremer Ratskeller"; sein einer Urgroßvater ist zugleich der Großvater von *Justinus Kerner*. Oder da ist Johann Jakob Stäudlin, der Urgroßvater sowohl von *Ludwig Uhland* wie von *Friedrich Theodor Vischer*. Da ist Johann Gottfried Faber, der zugleich der Urgroßvater sowohl von *Karl Gerok* wie von *Ottilie Wildermuth* ist. Gehen wir aber etliche Generationen zurück, so treffen wir auf eine Reihe von Elternpaaren - auf die Heerbrandt und Riepp, auf die Breitschwert und Faut -, und wer deren verwandtschaftlich immer erneut Nerflochtene Nachkommenschaft übersieht - sie ist so dicht verflochten, daß eine tabellarische Übersicht völlig unmöglich ist -, der findet alle Namen bedeutender Schwaben: *Hauff* und *Kerner*, *Hölderlin* und *Mörrike*, *Uhland* und *Vischer*, *Schelling* und *Schiller*, die *Hegel* und die *List* und die *Kurz*, *Ludwig Finckh* und *Otto Gmelin*, *Gerhard Schumann* und *Hermann Hesse*, den Physiker *Max Planck* und *Gustav Schwab*, ja sogar den Reichsbauernführer *Darré* und *Bismarck* und endlich auch die Blutlinie, die zu *Goethe* führt.

Wir haben uns bisher bei der Verfolgung der Blutlinien innerhalb der großen deutschen Volksgemeinschaft in räumlichen und landschaftlichen Grenzen gehalten. Man kann eine solche Betrachtung aber auch nach anderen Gesichtspunkten aufstellen, z. B. nach dem **Stand**. Und da bietet uns der deutsche Adel ein sehr gutes Beispiel: Es gibt wohl kaum ein deutsches Adelsgeschlecht, das nicht eine Fülle berühmter Vettern aufweisen kann. Ob wir in die Vergangenheit zurückgreifen und die Vetternschaft *Huttens* mit *Götz von Berlichingen*, *Radetzky* und *Wallensteins*, *Bismarcks* und *Derfflingers*, des alten *Zielen* und des Feldmarschalls *Schwerin* betrachten oder in die Gegenwart gehen und die Verwandtschaften zwischen *Börries von Münchhausen* und *Staatsrat Trotha*, zwischen dem Reichsfreiherrn vom *Stein* und dem Reichsprotector Freiherrn von *Neurath* untersuchen, immer, wo wir auch ansetzen, wird uns der Weg zu berühmten und bekannten Namen führen.

Im deutschen Adel tritt naturgemäß **der Soldat** und **der Feldherr** stark in den Vordergrund. Aber er ist durchaus nicht der einzige Stand, dem wir eine große Zahl bedeutender Menschen zu danken haben. Bekannt ist, weiche Fülle überdurchschnittlicher Menschen etwa aus dem Pfarrhaus oder aus deutschen Lehrerfamilien gekommen sind. Hier freilich vermischen sich schon Stand und Beruf, daher will ich noch kurz auf einen anderen Personenkreis einen Blick werfen, nämlich auf den deutschen **Buchhändler**. Wir alle kennen den "Robinson", wer hätte ihn nicht gelesen? Dies Buch bei uns heimisch gemacht zu haben, ist das Verdienst *Joachim Heinrich Campes*, der Pädagoge und Jugendschriftsteller und Buchhändler in einer Person war. Er hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, die sich 1795 mit *Friedrich Vieweg*, dem Gründer der bekannten Verlagsbuchhandlung *Friedrich Vieweg & Sohn* in Braunschweig, verheiratete. Der Sohn dieses Paares war *Eduard Vieweg*, auf den wir gleich zurückkommen; außerdem war eine Tochter da, die 1838 *Georg Westermann*, den Gründer der bekannten Verlagsbuchhandlung *Georg Westermann* in Braunschweig, heiratete. Der Sohn des Paares *Westermann* wiederum heiratete *Luise Oldenbourg*, eine Tochter des Gründers der bekannten Verlagsbuchhandlung *R. Oldenbourg* in München. Dabei ist nicht ohne Reiz, wenn man feststellt, daß der Gründer des Verlages *Westermann* 1810 in Leipzig geboren wurde und der Gründer des Verlages *Oldenbourg* 1811 ebenfalls in Leipzig, die Frauen der *Oldenbourgs* stammten übrigens vielfach aus bedeutenden Familien: so war die Mutter des Firmengründers eine Schwester des Malers *Schnorr von Carolsfeld*, eine Schwiegertochter war eine Enkelin von *Friedrich List*,

eine andere Schwiegertochter war die Schwester des Generaldirektors der Preußischen Museen, *Wilhelm von Bode*. Aber kehren wir zu den Campes zurück. Der "Robinson"-Campe, wenn ich ihn hier einmal so nennen darf, hatte einen Bruder; vier Söhne dieses Bruders traten zum deutschen Buchhandel in die engsten Familienbeziehungen. Da war zunächst *Friedrich Campe*, er wurde Buchhändler in Nürnberg und war führend an der 1825 erfolgten Gründung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler beteiligt, da war weiter *Franz August Campe*, auch er war Buchhändler, heiratete die Tochter des Buchhändlers Hoffmann und gründete die Buchhandlung *Hoffmann & Campe* in Hamburg-, der dritte Sohn, *Julius Campe*, war gleichfalls Buchhändler, erbte nach des Bruders Tode die Buchhandlung Hoffmann & Campe und gab die Firma nach seinem eigenen Tode an seinen Sohn weiter, der allerdings 1909 ohne Erben starb. Besonders interessiert aber der vierte Sohn von Friedrich Heinrich Campe, der Wollhändler *Heinrich Campe* in Leipzig, dessen eine Tochter, Luise Campe, ihren Vetter, den Braunschweiger Verlagsbuchhändler Eduard Vieweg (von dem oben schon die Rede war) heiratete und dessen andere Tochter, Pauline Campe, die Frau von *Heinrich Brockhaus* wurde, der seinerseits ein Sohn des Gründers der bedeutenden Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig war. Eine Tochter des Paares Brockhaus-Campe heiratet 1855 Heinrich Vieweg, der 1869 den Verlag Vieweg & Sohn übernahm und ein Sohn des Paares Vieweg-Campe war; das ist die dritte Generation, in der Campesche Vettern und Basen einander heiraten. Außer den vier Söhnen hatte der Bruder des "Robinson"-Campe auch noch eine Tochter, und diese Tochter, Wilhelmine Campe, wurde die Frau des Buchhändlers *Charles Henri Reclam* in Leipzig; beider Sohn gründete die bekannte Firma Ph. Reclam jun. in Leipzig

In diesen wenigen Übersichten habe ich versucht, eine Fülle einfacher tatsächlicher Beziehungen aufzuzeigen. Ich habe alles Rankwerk beiseite gelassen und weiß sehr wohl, daß diese Tatsachen nur etwas Äußerliches sind. Wir müssen begreifen, daß hier geheime Kräfte wirken, die sich unserem Zugriff oft und oft entziehen. Zuweilen gelingt es uns, charakterliche Merkmale als deutliche Erbmasse im Blutstrom zu verfolgen, dann wieder tauchen in einer entfernten Generation plötzlich die schon erkannten Eigenschaften auf. Um diese Zeichen zu deuten, ist eine sehr behutsame und vorsichtige Hand vonnöten. Es muß vor voreiligen Schlüssen, mögen sie auch noch sehr auf der Hand liegen, nachdrücklich gewarnt werden. In zahlreichen Veröffentlichungen ist in den letzten Jahren Material über Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Das Reichsamt für Sippenforschung und viele amtlichen und privaten Stellen sind unermüdlich tätig, weitere Unterlagen sicherzustellen und Untersuchungen durchzuführen. Eines Tages, wenn die Bestandsaufnahme des deutschen Volkes zu einem möglichen Abschluß gekommen sein wird, werden wir weiter sehen.

Ernst Metelmann

Unsere Ahnen haben zur Bewahrung guten Blutes ohne Kenntnis der Rassenfrage eine sorgfältige Gattenwahl getroffen. Nur ebenbürtige Gatten geben mit Sicherheit der kostbarsten Besitz weiter, der uns anvertraut ist: das Blut und damit das geistige Erbe.

UNSERE HELDENSAGE

Der rettende Sprung

Wir standen am Grabe des Ritterkreuzträgers Oberleutnant Rudolf Neubrand und dann auf dem Heldenfriedhof des Regiments. Die Schützen einer Kompanie, noch im Bann des Geschehens der letzten Tage, erzählen:

5 Uhr: Überall fehlt es an Munition. Das MG. hat noch einen Kasten; aber er reicht nicht aus. um die Massen der angreifenden Sowjets zurückzuhalten, Zwei Kameraden neben mir sind schwer verwundet, zwei andere gefallen. Wir kämpfen bis zur letzten Patrone. Drüben liegt Hauptfeldwebel Ehlers hinter einem MG. Er ist der letzte, der schießen kann - und nur wenige Sebüten liegen rechts und links. In den

vordersten Stellungen sitzt bereits der Gegner. Beim nächsten Ansturm muß er den Rest des Zuges überrennen. In diesem Augenblick springt mit wilder Entschlossenheit der Obergefreite Knapp mit einer geballten Ladung mitten hinein in die feuernden Sowjets. Wir können kaum schießen, uns stockt der Atem. Bange Sekunden verstreichen, als er die Schnur herausgezogen hat und Kopf an Kopf mit dem Feinde liegt. Kann er die Nester sprengen? Im Augenblick der Detonation und der schwarzen Pulverwolke springt, nein fliegt er zu uns herein. Die kritische Lage war behoben.

5.50 Uhr: Am rechten Flügel haben die Bolschewisten den letzten Trupp des ersten Zuges angegriffen. Einfach überrannt haben sie alles, was sich ihnen entgegenstellte. Aber an ein Haus kommen sie nicht heran. Zwei Obergefreite und drei Kradmelder kämpfen einen furchtbaren Kampf. Hinter ihnen im Hause liegen die Verwundeten der Kompanie. Die müssen noch raus, dann mag der Gegner das Haus haben - eher nicht. Ein Kradmelder fällt, der Kamerad neben ihm nimmt seine Munition. Als die Bolschewisten bereits Handgranaten ins Haus werfen, stehen immer noch der Sanitätsunteroffizier Wegert und der Obergefreite Reiß am Fenster und heben die Verwundeten hinaus. Sie tun es mit unerschütterlicher Ruhe, kümmern sich um nichts, was um sie ist. Als die Sowjets dann endlich das Haus stürzten und mit wildem Eifer durchwühlen, finden sie nur noch einen: Am Fenster liegt, von vielen Kugeln ausgelöscht, Sanitätsunteroffizier Wegert.

11. Oktober, 2. Uhr: Im Augenblick höchster Gefahr setzt der Kompaniechef die endlich kommenden Panzer zum Gegenstoß an, kämpfend stürmt er mit den ersten Panzern nach vorn und weist den Panzerführern den Weg. "Jungens!" ruft er allen zu, die er - schutzlos oben auf einer Panzerkuppel sitzend - mit nach vorn reißt: "Wir halten ans!" Jetzt steht er mit einem sowjetischen Gewehr aufrecht da und schießt auf den in nächster Nähe liegenden übermächtigen Feind. Den Zugführern ruft er noch seine Befehle zu: "Stellung unbedingt halten!" Es sind seine letzten Worte.

Und was haben andere Männer für Erlebnisse hinter sich:

Der Unteroffizier Gotter der 1. Kompanie, der plötzlich allein vorn mit seiner Gruppe lag und auf beiden Seiten bereits von den Sowjets umgangen war. Unischnallen hatte er noch lassen, alles aufräumen in der Stellung.

Dann hatte er sein Häuflein gesammelt und auch noch drei Gefangene mitgenommen, die die Waffen der gefallenen Kameraden tragen mußten. Mit dieser Mannschaft ist er durch den Gegner hindurchgekommen.

Oder der Kradstaffelführer des 1. Bataillons, der auf einer Meldefahrt in höchster Geschwindigkeit mit lautem "Urräh!" durch den Feind fuhr und seine wichtige Meldung überbrachte.

Oder die 8. Kompanie, die - fast ohne Munition - zusammen mit den Sturmgeschützen einen der gewaltigsten Angriffe abwehrte. Die standhaft blieb. Als am 10. Oktober Tausende von Feinden ankamen, motorisierte Einheiten mit unzähligen Fahrzeugen anrollten, Kolonnen auf Kolonnen sich bereitstellten. Sie haben gehalten, die Männer der 8. Kompanie, bis die Munition kam. Und dann haben sie geschossen, zugeschlagen und vernichtet. Oder der Gefreite Deutz aus der Stabskompanie, der in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober die Verbindung von der entscheidenden Brückenstellung zum Regiment aufrechterhielt, obwohl sein Truppführer verwundet und kein einziger Schütze mehr bei ihm war. Erst mit den Sturmgeschützen ging er ganz zuletzt zurück.

Altes und neues Dorf

Wie ich mir die neuen Bauernhöfe und Dörfer vorstelle, von denen in letzter Zeit öfters die Rede ist; wie groß die Stellen geplant werden und auf welche Weise die Arbeit begonnen würde ...

Solche und ähnliche Fragen stellte der Bauer an mich, bei dem ich im vergangenen Jahr bei der Ernte half. Ich erzähle, daß wir zunächst die Entstehung unserer alten Bauernhöfe und Dörfer zu verstehen versuchen.

Bei diesen Untersuchungen stellen wir fest, daß sie je nach den örtlichen Bedingungen entstanden und allmählich gewachsen sind. Ausschlaggebend für ihre Form sind in der Hauptsache immer Volksstamm, Bodenart, Gelände und Klima. Dort, wo z. B. die Voraussetzungen für gute Weiden waren, entwickelten sich verhältnismäßig unabhängige Einzelhöfe und Hofgruppen, seltener geschlossene Dörfer. Die Gebirgstäler gestatteten dagegen nur eine Entwicklung entlang des Tales und dort, wo größere Ackerflächen möglich waren, entstanden zunächst zwar auch nur Einzelhöfe, später aber mit Erweiterung der Anbauflächen Hofgruppen und schließlich die uns heute so bekannten Haufendörfer. Daneben gibt es aber noch verschiedenartigste Dorfformen, die vom Gelände, Wasser oder sonstigen Bedingungen abhängen. Wenn auch manche dieser Siedlungs- und Dorfformen noch heute lebendig sind, so haben sich seit ihrer Entstehung doch viele Bedingungen geändert, die eine vorausschauende Erneuerung notwendig machen.

So mußte z. B. in Preußen der gleiche Boden innerhalb von 75 Jahren (1815 bis 1890) gegenüber dem vergangenen 18. Jahrhundert eine um das 2,5 fache gestiegene Bevölkerung ernähren. Es mußten Mittel gefunden werden, um die Bodenfrüchte so zu steigern, daß die Ernährung des Volkes wenigstens in der Hauptsache von fremden Zufuhren unabhängig wurde. Das ist auch in einem wahrscheinlich früher nicht für möglich gehaltenen Umfange gelungen. Ein vorpommerscher Betrieb von 80 Hektar lieferte z. B. im 16. Jahrhundert bei vier Arbeitskräften: 9 Großvieheinheiten und 216 Doppelzentner Getreide (die Hackfrüchte entsprechend auf Getreidewert umgerechnet).

Ein Betrieb von nur 15 Hektar im gleichen Dorf liefert dagegen heute ebenfalls 9 Großvieheinheiten und 350 Doppelzentner Getreide.

Abgesehen von den steigenden Ansprüchen, die besonders in den letzten hundert Jahren an die Landwirtschaft gestellt werden mußten, entstanden aber auch durch andere Umstände große Veränderungen. Neue Industrien und Verkehrsmittel beanspruchten nicht nur ausgedehnte Landflächen, sondern beeinflussten auch indirekt durch falsche Maßnahmen und nicht rechtzeitig erkannte Entwicklungen ungünstig größere Ländereien und ganz besonders die soziale Ordnung unseres Volkes.

Bauer und Bäuerin werfen dabei ein, - wie schwer es gerade heute sei, bei dem Mangel an geeigneten Hilfskräften die notwendigen Arbeiten am Hofe zu verrichten. Mit einer regelmäßig angesetzten Arbeitszeit wie bei einem städtischen Betriebe sei nicht auszukommen, und dadurch sei auch die Bauernarbeit im allgemeinen nicht so gesucht, wie das in früheren Zeiten der Fall war. Ich verweise auf den Umstand hin, daß seit Verwendung der Maschinen die rein mechanische Arbeitskraft so gestiegen sei, daß im Weltdurchschnitt auf je einen Menschen die Arbeitsleistung von 15 eisernen Sklaven kommt.

Dieser Vergleich läßt besonders eindrucksvoll erkennen, daß alle Betriebe, bei denen viel schwere körperliche Arbeit geleistet werden muß, gegenüber den mehr mechanischen Werkstätten zurückgedrängt werden. Diese haben die Möglichkeit des verhältnismäßig unabhängigen Arbeitens und Planens; die bäuerlichen Betriebe müssen aber z. B. mit dem Wetter rechnen und die Arbeitszeit entsprechend einrichten.

Wenn man bedenkt, daß 70 Prozent aller Bauernarbeit auf dem Hofe verrichtet wird, dann gilt es vor allem, Gebäude und Werkzeuge so zu gestalten, daß unnötige Arbeit möglichst vermieden werden kann.

Aber auch die Felder sollen günstig zum Hofe liegen, Umwege und Hindernisse alter Art, wie Steigungen, schlechte Grenzziehungen, Verkehrswege usw., zwischen Hof und Flur müssen fortfallen.

Damit sind aber schon zwei wichtige Forderungen an unsere neuen Bauernhöfe und Dörfer gestellt:

1. Anlage von Wirtschaftsgebäuden, die neben den verschiedenartigsten Forderungen den Transport von schweren Lasten erleichtern (kurze Dung- und Futterwege, Greiferanlage usw.),
2. Neuordnung des Bodens durch Umlegung der Felder besonders in Hinsicht auf kurze Wirtschaftsentsfernungen.

Die Schläge müssen so geformt sein, daß eine gute Bearbeitung mit Maschineu möglich ist. Das zu dicht gebaute alte Dorf muß also aufgelockert werden, und das neue Dorf ist gleich so zu planen, daß eine in vielen Hinsichten bestmögliche Zuteilung des Bodens erreicht wird.

Der Bauer fragt, in welcher Weise diese Neuordnung durchgeführt werden soll.

Ähnlich wie für die Städte Wirtschafts- und Bebauungspläne aufgestellt werden, sind auch für die Dorfgeinarkungen sogenannte Dorfpläne züi schaffen, die alle Verbesserungen behandeln, welche die Dorfgemeinschaft, die Landnutzung, Verkehr und andere Dinge betreffen. Besonders eingehend sind die Aufgaben der Landschaftsgestaltung zu lösen. Sie umfaßt die vielfältigen Beziehungen zwischen Boden, Wasser, Luft, Pflanzenban und Tierwelt. Abgesehen von Sonderaufgaben ist u. a. zu klären:

Die Aufforstung schlechter Böden und zu steiler Hänge, Verbesserung des Wasserhaushaltes z. B. durch Aufspeicherung des Schneesmelzwassers, Schaffung von Windschutzhecken, Gestaltung der Ufer von Wasserllächen, Beseitigung von Kälte- und Nässestauen und vieles andere. Besonders die Anlage von Schutzpflanzungen durch die Schaffung von Waldstreifen und Hecken ist in den neu eingegliederten Ostgauen von großer Wichtigkeit. Sie bieten Windschutz durch Auskämmen des Windes, schützen vor Schneeverwehungen und gegen übermäßige Verdunstung von Acker- und Wiesenflächen, verhindern Aushagern des Bodens und Bodenverwehungen. Sie sollen uns aber auch Holz und Früchte bringen, der Tierwelt Unterschlupf bieten und als Unkraut'sammler und Unkrautvernichter dienen. Die Schutzpflanzungen sind von großer Bedeutung für die ausgeraubten und ausgeräumten Landschaften des Ostens. Neben den klimatischen Verbesserungen schenken sie uns reichgegliederte Landschaftsräume und schaffen dadurch das Gesicht einer neuen Heimat. Der Reiz der Aufgabe, neue Dörfer im Osten entstehen zu lassen, liegt für den Gestalter besonders darin, alle Erfahrungen und Erkenntnisse unabhängig von hemmenden Umständen anwenden zu können.

Auf die Frage, wie groß die neuen Dörfer werden sollen, verweise ich auf die Richtlinien des Reichsführers SS, Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums. In ihnen sind die Ausführungsbestimmungen, für den Neuaufbau von Dörfern in den neuen Ostgauen festgelegt. Man rechnet etwa 400 bis 500 Einwohner für ein Dorf mit einer Gemarkung von 10 bis 15 Quadratkilometer. Das ergibt einen Durchmesser von etwa einer Wegstunde. 30 bis 40 Bauernhöfe der verschiedensten Größe sollen in einem Dorfe entstehen, der Hauptsache nach aber werden es Hufen oder sogenannte Familienwirtschaften sein. Diese sind bei leichtem oder mittlerem Boden etwa 25 bis 40 Hektar groß. Die Möglichkeit der Unterbringung einer Landarbeiterfamilie für jeden Hof ist vorgesehen. Etwa acht bis zehn Dörfer zusammen bilden mit dem Hauptdorf einen Hauptdorfbereich. Im Hauptdorf sollen alle Gemeinschafts- und Verwaltungseinrichtungen vorgesehen werden, die nicht in jedem Dorfe erstellt werden können, z. B. die neue Hauptschule (siehe Abb. 1):

Ob das Dorf etwa einen Turm mit Uhr und Glocke bekäme, die durch ihre Zeichen den Tag einteilen, meint die Bäuerin.

Jedes Dorf erhält in der Mitte, von allen Teilen möglichst gut sichtbar und erreichbar, die Gemeinschaftsbaufen: das Dorfhaus mit den Gemeinschaftsräumen, Schule, Kindergarten und einen Glockenturi~i. das Gemeindegewirtschaftsgebäude mit einer Wäscherei, Maschinen, die nicht jeder Bauer anschaffen kann, eine kleine Werkstatt, für Reparaturen der Maschinen und andere Einrichtungen. In der Dorfmitte befinden sieh auch die Läden und die Stellen der Handwerker. Berücksichtigt man alle geforderten betriebswirtschaftlichen und landschaftsgestalterischen Bedingungen, dann wird das neue Dorf gegenüber dem alten stärker gegliedert sein. Boden, Klima und sonstige Dinge beeinflussen zwar wesentlich die Dorfform, im ebenen Gelände läßt sich aber etwa folgendes Formschema aufstellen (siehe Abb. 3):

Dagegen sieht das alte Haufendorf etwa so aus (siehe Abb. 2):

Die stark gegliederte Form des neuen Dorfes ergibt 'eine gute Zueinanderordnung von Hof und Feld, gestattet leichte Erweiterung und trotz der weiträumigen Anlage größten Beziehungsreichtum zu den Gemeinschaftsbauten in der Mitte. Die Gliederung entspricht auch der planmäßigen Entwicklung und

unserer heutigen Raumvorstellung in der Schaffung starker Kontraste zwischen bebautem und begrenztem Weiler, offener Feldflur mit den Schutzpflanzungen und der Dorfmitte. Wenn diese an einem erhöht liegenden Platz errichtet wird, so kann ihre, Bedeutung noch stärker hervorgehoben werden. Auch der Friedhof soll an einer landschaftlich weithin sichtbaren Stelle liegen.

Zum Schluß unseres Gespräches äußern Bauer und Bäuerin gewisse Bedenken, ob durch die beabsichtigte Normung der Bauernhöfe nicht eine ungewollte, langweilig und öde wirkende Gleichheit im Dorfe entsteht. Ich weise darauf hin, daß zu allen Zeiten in den verschiedenen Landschaften durch die Gleichheit der Aufgabe die uns so bekannten und lieben Haustypen entstanden sind: z.B. das niedersächsische Bauernhaus, das alpenländische oder fränkische Gehöft und andere Bauernhaustypen. Man muß natürlich bedenken, daß wir heute in unserem größeren Vaterland gegenüber den früheren zahlreichen Stammesgrenzen vielleicht mit weniger Typen auskommen werden. Es wäre ja auch falsch, eine einmal als richtig erkannte Hausform nur deshalb abändern zu wollen, um andere, vielleicht aber ungünstigere Gebäude zu bekommen. Die Vielfältigkeit muß sich eher in der Verbesserung der handwerklichen Durchbildung und Verinnerlichung zeigen, die schon immer den wahren Wert der Dinge ausgemacht haben.

Alfred Roth

Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meistern das Schicksal.

Wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigener Lebenskeim in ihm ist, wie viel mehr in mir, und darum, weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfanglos mich fühle, darum glaub ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerschlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in seinem Keime sein, erhaben über alle Macht und alle Kunst, und darum unverletzlich, ewig.

FRIEDRICH HÖLDERLIN.

Das Antlitz der Landschaft ist Ausdruck der Rasse

Aus der allgemeinen Anordnung des Reichsführers SS. Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums, über die Gestaltung der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten:

"Die Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten ist auf weiten Flächen durch das kulturelle Unvermögen fremden Volkstums vernachlässigt, verödet und durch Raubbau verwüstet, Sie hat in großen Teilen entgegen den standörtlichen Bedingungen steppenhaftes Gepräge angenommen.

Es genügt also nicht, unser Volkstum in diesen Gebieten anzusiedeln und fremdes Volkstum auszuschalten. Die Räume müssen vielmehr eine unsrer Wesenart entsprechenden Gestaltung erhalten, damit der germanisch-deutsche Mensch sich heimisch fühlt, dort seßhaft wird und bereit ist, diese seine neue Heimat zu lieben und zu verteidigen. Nur in einer solchen Landschaft erwachsen und gedeihen die Kräfte eines gesitteten und sinnvollen Lebens. Die natürliche Umwelt wirkt auf die Entfaltung und Formung der durch die Rasse gegebenen schöpferischen Kräfte des Menschen in mannigfacher Hinsicht ein. Sie kann durch Reichhaltigkeit, Fruchtbarkeit, Belebtheit und Ordnung fördernd, durch Einförmigkeit, Verwüstung und Leere lähmend und Entseelend wirken."

Zwei Warnbeispiele

Wer im Kriege schmarotzt, der fällt!

Nichts Schimpflicheres gibt es als die Untreue gegen sich und gegen sein Volk. Je länger der Krieg dauert, je härter die Anforderungen, je schwerer die Opfer draußen an der Front werden, desto selbstverständlicher muß die feste und saubere Haltung all jener werden, die Güter zu verwalten haben, welche der Gesamtheit nur tropfenweise zufließen können. Folgender Fall sei als mahnendes Beispiel aus der Praxis angeführt:

Der SS-Führer X erhielt im Jahre 1940 den Auftrag, SS-eigene Truppenwirtschaftslager einzurichten und aufzubauen. Er wurde mit weitreichenden Vollmachten, die ihre Grundlage in dem ihm entgegengebrachten Vertrauen hatten, ausgestattet. Er mißbrauchte jedoch dieses Vertrauen hemmungslos und in verbrecherischer Weise, um sich selbst zu bereichern. So führte er in Überschreitung seiner Vollmachten und teils mit Gewalt Beschlagnahmen durch und verschob dann die so erworbenen Sachen, Lebensmittel und ganze Warenlager von Kleider- und Anzugstoffen und dergleichen an dunkle und verbrecherische Elemente, mit denen er in sehr enger Verbindung stand. Ihnen stellte er auch Dienstgelder in beträchtlicher Höhe zu Spekulationen, an deren Gewinn er sich beteiligen ließ, zur Verfügung und erteilte ihnen aus dem gleichen Grunde Vollmachten, von denen sie dann in gleich verbrecherischer Weise Gebrauch machten. Der durch sein Handeln Volk und Reich zugefügte Schaden ist nicht abzusehen. Wegen seiner Taten wurde er als Volksschädling zum Tode verurteilt. Das Urteil ist vom Führer selbst bestätigt und bald darauf vollstreckt worden.

Aus diesem Fall soll jeder erkennen, daß jede Untat, auch die geringste, unerbittlich und unbarmherzig geahndet wird und geahndet werden muß. Jedem SS-Führer und SS-Mann muß es klar sein, daß er sein Leben verwirkt hat, wenn er sich in irgendeiner Weise auch an dem Geringsten vergreift, das dem Kameraden draußen an der Front den Arm und das Herz stärken, den Volksgenossen in der Heimat das Lebensnotwendige sichern soll. Niemand wird sich dabei auf seine Person, auf seine Stellung oder auf seine Verdienste, und mögen diese noch so alt und anerkannt sein, berufen können.

Schutz dem keimenden Leben

Die Überzeugung aber, daß der Sieg der Waffen nur durch den Sieg der Wiegen vollendet werden kann, ist einer der wichtigsten Grundsätze der SS. Wer sich gegen das keimende Leben vergeht, schädigt die Volkskraft. Auch dazu ein Beispiel aus der Praxis:

Der seit 1935 kinderlos verheiratete SS-Führer A. unterhielt mit einer jungen Büroangestellten B. ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Da er befürchtete, die außereheliche Geburt des Kindes könne ihm dienstlich schaden, veranlaßte er die B., Abtreibungshandlungen an sich vorzunehmen, die jedoch keinen Erfolg hatten. Nachdem auch seine eigenen Bemühungen fehlgeschlagen waren, trat er durch die Vermittlung verschiedener Zwischenpersonen mit einem Mann in Verbindung, der schon früher mal in eine Abtreibungsangelegenheit verwickelt war und sich jetzt auch - nach anfänglichem Weigern - zur Vornahme der entsprechenden Eingriffe bereit erklärte. Der Angeklagte holte ihn hierzu sogar im Dienstwagen ab und gab ihm als Entgelt für seine Bemühungen außer der Vergütung seiner Auslagen mehrere Paar Schuhe im Werte von 75 RM. Sämtliche Abtreibungshandlungen blieben jedoch ergebnislos.

Im Gegensatz zu dem allgemeinen Strafgericht, das die Kindsmutter und den gegen Entgelt tätig gewordenen Abtreiber zu 3 bzw. 8 Monaten Gefängnis und die übrigen Beteiligten zu Gefängnisstrafen bis zu sechs Wochen verurteilte, erkannte das SS- und Polizeigericht wegen versuchter Abtreibung auf eine erheblich strengere Strafe, nämlich auf 1,5 Jahre Gefängnis. Es berücksichtigte dabei insbesondere, daß der Angeklagte einen für SS-Führer unverständlichen Mangel an Mut und Verantwortungsbewußtsein gezeigt, gewissenlos das Leben und die Gesundheit der Kindsmutter aufs Spiel gesetzt und das Ansehen der SS geschädigt hatte. Von einer noch strengeren Strafe wurde nur abgesehen, weil der Angeklagte herzkrank, wenig leistungsfähig und in einem Zustand ständiger Depression und allgemeiner Kopflosigkeit zu seinem Verhalten gedrängt worden ist. Der Reichsführer SS hat das Urteil bestätigt und einen Gnadenerweis, für dessen Gewährung verschiedene Umstände, u. a. der Einsatz des Angeklagten für die NSDAP. vor der Machtübernahme, sprachen, abgelehnt.

Die erheblich höhere Bestrafung ergibt sich daraus, daß Verfehlungen, die sich gegen weitansehauliche Grundsätze der Ordensgemeinschaft richten, einer besonders strengen Beurteilung unterliegen.

Aus den Mitteilungen des Hauptamtes SS-Gericht

Mag jeder einzelne Deutsche, ganz gleich wo er steht, sich dessen bewußt sein, daß von ihm selbst, von seinem Einsatz und seiner Opferbereitschaft die Erhaltung unseres Volkes, das Schicksal und die Zukunft vieler Generationen abhängen.

Aus der Rede des Führers vom 10.9.43

In der Erde ruht die Kraft des Heiles und der Zerstörung

Die Bauern in dem schwäbischen Albdürfehen hatten imraer gedacht, ein Bienenstich sei eine harmlose Angelegenheit; der Lehrer, der in seinem Garten ein paar Bienenstöcke stehen hatte, wurde ja auch oft genug gestochen, ohne dafl etwas geschah. Nun hatten sie gestern den jungen Stiegele dahergebracht - ein Bienenschwarm hatte sein Gefährt überfallen und die Pferde so arg zugerichtet, dafl eines starb. Ihn selber stachen einige Bienen, man fand ihn keuchend, mit Krämpfen, neben dem umgestürzten Wagen am Feldrain liegen. Als der Arzt kam, fand er einen Toten. Eine Ateinlähmung hatte sein Ende besiegelt.

Die Bauern im Ort schüttelten den Kopf. Wenn die Bienen Menschen umbringen können, dann müßte man doch eigentlich die Menschen vor dem Bienengift schützen. Konnte aller Nutzen durch Bestäuben und Nektarsammeln, den die Bienen des Lehrers bringen mochten, wiedergutmachen, daß der Erbe des Stiegelehofes ums Leben gekommen war? Was giftig ist, muß weg, sagten die Bauern. Und dafl die Bienen verteufelt giftig waren, hatte ihnen der gestrige Tag eindeutig bewiesen.

Ein anderes Bild, auch aus schwäbischen Landen. In langer Reihe sitzen Mädchen vor speziell gebauten Bienenständen, greifen die Immen mit einer Pinzette und lassen sie in besonders vorbereitetes Papier stechen. Sie gewinnen Gift - das gleiche Gift, das jenen jungen Bauern aus der Schwäbischen Alb umbrachte. Mit diesem Gift heilt man Menschen, Rheumatiker vor allem. Es dient dein Wohle ebenso, wie es zum Unsegen werden kann. Es gibt kein Gift an sich, erst die Dosis macht das Gift, hat Paracelsus einmal gesagt. Ist es nicht bei der Biene so? Der Lehrer in jenem schwäbischen Dorf, der häufig genug gestochen wurde, hatte Rheuma gehabt, ehe er sich Bienenvölker zulegte. jetzt war es verschwunden - die "Dosierung" in gelegentlichen Bienenstichen hatte ihre segensreiche Wirkung gezeigt. Den Bauern Stiegele hatten jedoch ein paar Bienen direkt in die Venen gestochen, das Gift war unmittelbar über die Blutbahn an die Nerven herangetragen worden. Die Dosis war zu groß gewesen.

Kein Ding ist ein Gift an sich. Zwei deutsche Gelehrte, Arndt und Schultz, haben vor Jahren ein Gesetz aufgestellt, das dieses Wort des Paracelsus schärfer faßt, Sie sagen von allen Reizen, also auch von den Giften, daß schwache Reize die Lebenstätigkeit anregen, mittlere sie fördern, starke sie hemmen und stärkste sie aufheben. Für die Gifte heißt das: wir haben nur von einer bestimmten Dosis an ira strengen Sinne das Wort Gift zu gebrauchen.

Freilich - diese Dosis ist oft klein. Denn welch eine geringe Menge rinnt durch den Giftzahn der Kobra in die Wunde, die von der Schlange geschlagen wurde. Und doch genügt sie, um einen Menschen zu töten.

Auf einen Umweg kam man dazu, auch das Schlangengift zum Wohle des Menschen einzusetzen. Aussätzige leiden oft unter wahnsinnigen Schmerzen, die eigentlich nur durch Morphium zu betäuben sind.

Ein solch unglücklicher Leprakranker wurde nun vor etwa 15 Jahren von einer tropischen Spinne, der Minierspinne, gebissen. Die merkwürdige Folge dieses giftigen Bisses war, daß die starken Nervenschmerzen des Kranken schnell und für längere Zeit aufhörten. Ärzte, denen dieser Fall zu Ohren kam, verfolgten die Geschichte weiter, sie stellten Versuche an. Man wußte, daß das Gift der Kobra und der Klapperschlange in ihrer Wirkung ähnlich dem der Minierspinne sein sollte. Die Schlangen sind leichter als die Spinnen zu erhalten, und so arbeitete man mit Giftschlangen.

Inzwischen hat man an vielen Orten der Welt Schlangengift gewonnen. Auch in Deutschland hat man sich besonders intensiv damit beschäftigt. Das Saangengift wurde in winzigen Mengen vor allem gegen starke Schmerzen eingesetzt, also nicht direkt als Heilmittel. Allerdings scheint es sich neuerdings auch bei der Besserung bestimmter Krankheitszustände züi bewähren, ohne daß darüber das letzte Wort gesprochen wurde. Am erfolgreichsten hat es sich jedenfalls bisher bei Bekämpfung von Schmerzzuständen, zum Beispiel bei der Rückenmarkschwindsucht - der sogenannten Tabes - und bei bestimmten Krebsfällen gezeigt.

Das ist jedoch für uns nicht so wissenswert wie die Tatsache, daß das unheimliche Gift der Brillenschlange unter gewissen Voraussetzungen dem kranken Menschen zum Segen werden kann. So beißt die Brillenschlange im Laboratorium wüend in ein mullüberspanntes Spitzglas, anstatt in das Fleisch des Angreifers, langsam tropft der todbringende Saft herab. Die Kiefer der Schlange werden vorsichtig wieder gelöst, um den Giftzahn nicht abbrechen zu lassen, und die Schlange hat, zum Segen von Schmerzgequälten, wieder zwei Wochen Zeit, um neues Gift zu bilden.

Die Apotheken der alten und neuen Zeit sind voll von solchen Giften, weiche durch weise Beschränkung der Menge zu Wohltätern gewandelt werden. Der ganze große Heilgarten der Natur ist reich an heilenden Giften: Tollkirsche, Maiglöckchen, Fingerhut, Bilsenkraut und wie sie alle heißen. Unter ihnen haben die sogenannten herzwirksamen Stoffe, die man im Fingerhut, Maiglöckchen, Adouüsröschen, Oleander, der Meerzwiebel und anderen Pflanzen findet, eine neue Erkenntnis gebracht. Wir verdanken sie einem Herzarzt, Dr. Karl Fahrenkamp. Er kam über seine Kranken zu völlig neuartigen Problemen.

Aus tausendfältiger Erfahrung wußte er, wie alle Herzärzte, welcher Segen von der Digitalis-Spritze ausgehen kann, wenn es gilt, einen lebensbedrohenden Anfall von Herzschwäche zu beseitigen. Der Herzschlag kehrt zu seinem natürlichen Rhythmus zurück, die Schlagkraft des Herzens kommt wieder in Cbereinstimmung mit den Anforderungen des Körpers. Man sagt, der Herzkranke ist "kompensiert". Das ist eine alte klinische Erfahrung, auf der unser ganzer großer Wissensstoff über Digitalis, den Fingerhut, und seine ähnlich wirkenden Trabanten Maiglöckchen, die Meerzwiebel Seilla und die tropischen Strophantus-Arten beruht. Die Strophantin- oder Digitalis-Spritze ist zum unentbehrlichen Rüstzeug des modernen Arztes geworden, mit der er zahllosen Menschen eine akute Lebensbedrohung nehmen konnte.

Wie lange aber diese Kompensation, also der Ausgleich zwischen Herzkraft und Herzbeanspruchung, anhält, ist unsicher. Man mußte sich darauf beschränken, in einem neuen Anfall von Herzschwäche wieder zur Digitalisspritze zu greifen. Konnte es nicht möglich sein, dem Anfall vorzubeugen? Diesen Weg versuchte Karl Fahrenkamp und kam dabei einem ganz entscheidenden, umfassenden biologischen Problem auf die Spur. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß zwischen Tinkturen, die aus der ganzen Pflanze oder dem wirksamen Pflanzenteil hergestellt waren, und dem gereinigten kristallinen "Gift" grundlegende Unterschiede bestehen. In dem einen Fali war der eine Stoff wirksamer, bei anderen Formen von Herzkrankheiten wieder die Tinktur.

So gab er seinen Kranken, die bereits kompensiert waren, bestimmte Tinkturen in ganz geringen Dosen zur Vorbeugung. Er hatte damit Erfolg und stellte sich vor, daß offenbar auf diesem Wege ein Mangel abgedeckt würde, ähnlich wie man einen Vitamin- oder Hormonmangel beseitigen kann. Man glaubte ihm diese Ergebnisse nicht, und darum suchte er nach einem Test, einem Beweis. Der Tierversuch, wie man ihn bisher mit herzwirksainen Stoffen anstellte, versagte. So begann Fahrenkamp mit Pflanzen zu experimentieren. Die Ergebnisse, die nunmehr nach vielen Jahren zäher Arbeit vorliegen, sind so bedeutungsvoll, daß sie eine bisher ungeahnte Ausweitung erfahren werden. Vor allem, seit die

Experimente in den letzten vier Jahren großzügig durchgeführt werden konnten, offenbart sich ihre wahre Bedeutung. Sie besteht in folgendem:

Wenn im Herbst die zahllosen Fingerhüte, Maiglöckchen und Adonisröschen, vom Regen ausgelaugt, ihre herzwirksamen Stoffe der Erde übergeben, ist ihr Kreislauf nicht zu Ende. Im Gegenteil: er beginnt erst. Die übrigen Pflanzen, die von den Ausschwemmungen der Stoffe erreicht werden, bekommen davon einen Teil ab und werden aktiviert. Wenn man Gemüse, Blumen, Getreide auf künstliche Weise mit solchen Pflanzenpreßsäften oder Tinkturen aktiviert, kann man den Unterschied ohne weiteres beobachten. Wir haben es auf Versuchsfeldern und Versuchsbeeten hundertfach gesehen: die Pflanzen werden, um es mit einem Wort zu sagen, gesünder. Sie halten Wind und Wetter besser stand, sind länger zu konservieren, bleiben - wie Kartoffeln und Möhren - länger frisch. Viele sind schmackhafter, andere werden kräftiger. Kurz - der Eindruck, den man aus diesen Forschungen gewinnt, ist der, daß die Gesundheit durch diese aus herzwirksamen Pflanzen gewonnenen Stoffe gesteigert wird. Auch bei bestimmten Tierversuchen konnten Wirkungen festgestellt werden.

Fahrenkamp nannte diese Stoffe Funktionine. Er ist der wohlbegründeten Ansicht, daß hier echte Lebensstoffe vorliegen, die am Aufbau des Lebendigen entscheidend beteiligt sind und die, wie seine Kranken beweisen, auch vom Menschen gebraucht werden. Um nicht Kreislaufstörungen anheimzufallen. Auf natürliche Weise, so folgert Fahrenkamp, müßten wir diese Stoffe über unsere Nahrung bekommen. Da sie jedoch durch die intensive Kultivierung in unserem Boden fehlen, müßten wir sie den Nutzpflanzen wieder zuführen.

Diese Stoffe haben außerdem noch die Eigenschaft, den Verderb offenbar länger hintanzuhalten. Was sich hier an bedeutsamen Folgerungen für die Praxis, die Frischhaltung von Gemüse und Fleisch ergibt, ist vorläufig noch nicht zu überschauen. Es zeugt von unserer intensiven Wissenschaftsarbeit, daß diese ganzen Probleme mitten im Kriege mit größter Intensität und Zähigkeit weiter verfolgt werden. Das Wichtigste aber bleibt, an einem Schlüsselpunkt, nämlich von den Nahrungsstoffen aus, für die Gesunderhaltung des Volkes vorsorgen zu können, wenn alle praktischen und theoretischen Vorarbeiten abgeschlossen sind. Der Weg führte wiederum vom Gift zur Gesundheit.

Wenn wir ein Gift bändigen, braucht es nicht immer direkt in Gesundheit umgesetzt zu werden. Die violetten Kelche der Herbstzeitlose haben in der Wissenschaft ebenfalls unerwartete Aufgaben zu erfüllen. Man hat mit diesem Gift an Pflanzen experimentiert und ist zu sehr merkwürdigen und zukunftsreichen Ergebnissen gekommen.

In jeder Zelle eines Organismus ruht bekanntlich ein Kern, und in ihm liegen die sogenannten Chromosomen, Zellfäden, die stets in einer bestimmten, für die Tier- oder Pflanzenart charakteristischen Zahl vorhanden sind. Beim Menschen beträgt sie 48, bei der Taufliege 8. Mit Hilfe des Colchizins, des Giftes der Herbstzeitlose, gelingt es bei Pflanzen, die Chromosomenzahl zu verdoppeln. Damit ist zugleich eine Vergrößerung des Wuchses verbunden, die manchmal zu Riesenwuchs führen kann. Das bedeutet unter Umständen, daß wir von Nutzpflanzen neue, größere und damit auch ertragreichere Pflanzen erzielen können. Praktische Versuche, zum Beispiel an Bäumen, scheinen sehr erfolversprechend zu sein.

Zugleich aber hat das Colchizin noch eine andere, vorläufig allerdings noch theoretische Bedeutung gewonnen. Wir verdanken diese Untersuchungen dem Göttinger Krebsforscher Lettré. In bestimmter Dosierung hemmt das Colchizin die Zellteilung, die man in der Wissenschaft Mitose nennt. Man kann in Kulturen von tierischen Geweben diese Hemmungsprozesse an Zellteilungen sehr schön zeigen. Aus verwandten chemischen Substanzen hat man nun eine große Zahl solcher Mitosegifte gefunden und sich auf die Suche nach einem Gift begeben, das nur die Teilung der Krebszelle hemmt. Welche universale Bedeutung einer solchen - freilich noch ausstehenden - Entdeckung zukäme, ist wohl für jeden klar.

Angesichts dieser Schlaglichter, die wir auf die Rolle der Gifte und ihrer Trabanten in der Natur werfen konnten, ist ohne weiteres sichtbar, daß Paracelsus' Wort, kein Ding ist ein Gift an sich, in der neueren Forschung eine Bedeutung zu gewinnen scheint, die für die Geschicke des Menschengeschlechtes von

höchster Wichtigkeit ist. Der Krieg gestattet uns daher nicht, das Laboratorium zu verschließen und auf die Tage des Friedens zu warten. Die Gesundheit, um die es bei den meisten dieser Forschungen geht, fordert daher vom Forscher auch den großen Einsatz mit seiner Arbeit, mitten im Kampf der Kontinente und Mächte.

Heinz Graupner